

März 19

Echo der Arbeit

HÜTTENWERK OBERHAUSEN AKTIENGESELLSCHAFT

19

Verlagspostamt Oberhausen/Rheinland
Nur für Betriebsangehörige



Einen großen Anteil an unserem Walzprogramm haben die Lieferungen für den in- und ausländischen Schiffbau. Neben den Schiffsblechen sind es die verschiedenen Spezialprofile, die in allen verlangten Abmessungen hergestellt werden. Unser Titelbild zeigt zum Beispiel Winkelwulststahl. Das gesamte Schiffbaumaterial unterliegt vor jeder Auslieferung einer sorgfältigen Abnahmekontrolle durch die dafür zuständigen Schiffsklassifikations-Gesellschaften.

JAHRGANG 8 30. OKT. 1957 **19**

Unfallkurve normalisiert
+
Ein technisches Kulturdenkmal
+
Bergbau braucht Investitionen
+
Armes Erz füllt Rohstofflücke
+
Über den Erfolg im Leben
+
Grippe hemmt Produktion
+
Großbagger fressen die Schutthalde
+
Den Mimmenschen entdecken!
+
Bücher, die wir empfehlen
+
Schluß mit dem Freibeutertum
auf unseren Straßen

ECHO DER ARBEIT Herausgeber: Hüttenwerk Oberhausen Aktiengesellschaft. Verantwortlich: Direktor Karl Strohmenger. Redaktion: Karl-Heinz Sauerland und Manfred Okroy, Oberhausen (Rheinland), Werksgasthaus. ECHO DER ARBEIT ist eine zweimal monatlich erscheinende Werkzeitschrift für die Mitarbeiter der Hüttenwerk Oberhausen AG. Auflage: 17000 Exemplare. Herstellung: VVA-DRUCK, Vereinigte Verlagsanstalten, Oberhausen (Rhld.). Klischees: Vignold, Essen.

Traurig, aber wahr . . .

Man sagt: Im Westen ist die Freiheit, im Osten ist sie nicht. Aber im Westen dürfte es viele Leute geben, die den Osten in Kauf nehmen würden, wenn es dort für sie einen Garantieschein gegen die Staatspolizei und ein ebenso großes Warenangebot wie im Westen gäbe. Unter der vieldiskutierten „westlichen Freiheit“ verstehen sie also die Sicherheit des Lebens und des Konsums. Man kann es ihnen nicht übelnehmen, daß sie leben wollen, ausgiebig leben, in Wohlstand leben. Man darf auch nicht behaupten, sie hätten die Not schon vergessen, die hinter uns liegt. Wahrscheinlich stürzen sie sich so sehr in den Konsum, wahrscheinlich ist die Größe des Warenangebots für sie zu einer Frage der Weltanschauung geworden, weil sie vor zehn Jahren noch hungerten, vor 1933 noch arbeitslos waren usw. usw. Man hat uns schließlich genug Jahre genommen — welcher politische Apostel hätte das Recht, uns zu verübeln, daß wir endlich ein paar Jahre in Ruhe, in Frieden und in Wohlstand leben wollen.

Also lieben wir das Leben und den Konsum. Das ist die Situation des Westens: Er bietet den Menschen die Möglichkeit, sich das Leben bequem zu machen. Doch leider sind wir allzu leichtfertig bereit, dieses wirtschaftliche Wohlergehen mit dem Begriff der Freiheit zu identifizieren. Um zu hören, was Freiheit wirklich bedeutet, werden wir vielleicht die Polen oder Ungarn fragen müssen, die für die wirkliche Freiheit einen hohen Preis auf den Tisch legten. Man hatte sie zehn Jahre lang auf den historischen Materialismus gedrillt, aber sie riskierten ihr Leben für die Freiheit. Und in der Freiheit lernten sie nun die Materialisten kennen, denen Freiheit soviel bedeutet wie Nylonstrümpfe, Fernseh- und Musiktruhen, Plastik-Eisschränke, Mixmaschinen, Feinkostwaren, Schokoladensorten usw. usw. Weil wir an unsere vermeintliche Freiheit glauben, weil wir uns in einer Situation befinden, die es uns gestattet, unser tägliches Leben einigermaßen nach unserem Geschmack führen zu können, sind wir uns gar nicht bewußt, was hier auf dem Spiel steht. Warum wir wollen, daß morgens der Milchmann und nicht die Geheimpolizei an unsere Tür klopft, braucht man dabei nicht besonders zu begründen. Aber wir müssen uns klar darüber werden, daß unsere Freiheit nicht bloß von politischen Strömungen bedroht wird, vom Terror kommunistischer Gewalthaber, sondern daß die Bedrohung auch in uns steckt. Das Drama der Freiheit spielt sich nicht nur im Politischen und in der Gesellschaft, sondern nicht zuletzt in uns selbst ab. Gewiß ist die Freiheit in der westlichen Welt ein herrliches Geschenk, mit dem jedoch nicht alle Menschen etwas anzufangen wissen. Die Demokratie macht zwar nicht opferwillig, aber sie macht, Gott sei Dank, auch nicht fanatisch. Peinlich ist nur, daß sie in sich ganz neue, schwer zu gewahrende Formen der Unfreiheit entwickelt — die Diktatur des Konsums.

„Freiheit“, so meint der deutsche Existenzphilosoph Karl Jaspers, „läßt sich nicht logisch objektivieren. Freiheit ist ein Geheimnis, ein seit Jahrtausenden ungelöstes Problem, aber als solches ist sie die entschiedenste Wirklichkeit des Menschen.“ Das heißt, wir brauchen Freiheit um Mensch zu sein, wir brauchen sie gewissermaßen wie die Luft zum Atmen. Wir bedürfen der Freiheit, um überhaupt existieren zu können. Doch welchen Preis sind wir bereit, für die Freiheit zu zahlen? Logischerweise einen um so höheren Preis, je weniger Freiheit wir haben. Aber wenn das Brot auf dem Tische steht, mehrere Anzüge im Schrank hängen oder man sogar Besitzer eines Autos ist, wozu noch Freiheit der Rede, des Denkens usw.? Schön ist's, wenn jedermann die Wahrheit sagen und sogar ungestraft die Repräsentanten des Staates kritisieren darf. Aber dafür opfern? —

Zahlen wir nicht schon genug für die vermeintlichen Attribute unserer sogenannten Freiheit: Unterhaltung, Vergessen, Bequemlichkeit, Gesundheit, Sicherheit. Unsere Jugend kennt kaum größere Idole als Stars von der Kategorie einer Romy Schneider, besitzt aber in den meisten Fällen nicht einmal die geistige Freiheit, um zu wissen, wer Einstein war oder Albert Schweitzer ist. Klischerter Massengeschmack, es herrscht der Geist der Mittelmäßigkeit, der Restauration, Lieschen Müller in uns und um uns. Und das zu einer Zeit, in der ein herauf-dämmerndes technisches Zeitalter uns ein Mehr an Freizeit beschert, uns die Möglichkeit gibt, uns innerlich zu finden, um unsere persönliche Freiheit zurückzugewinnen.

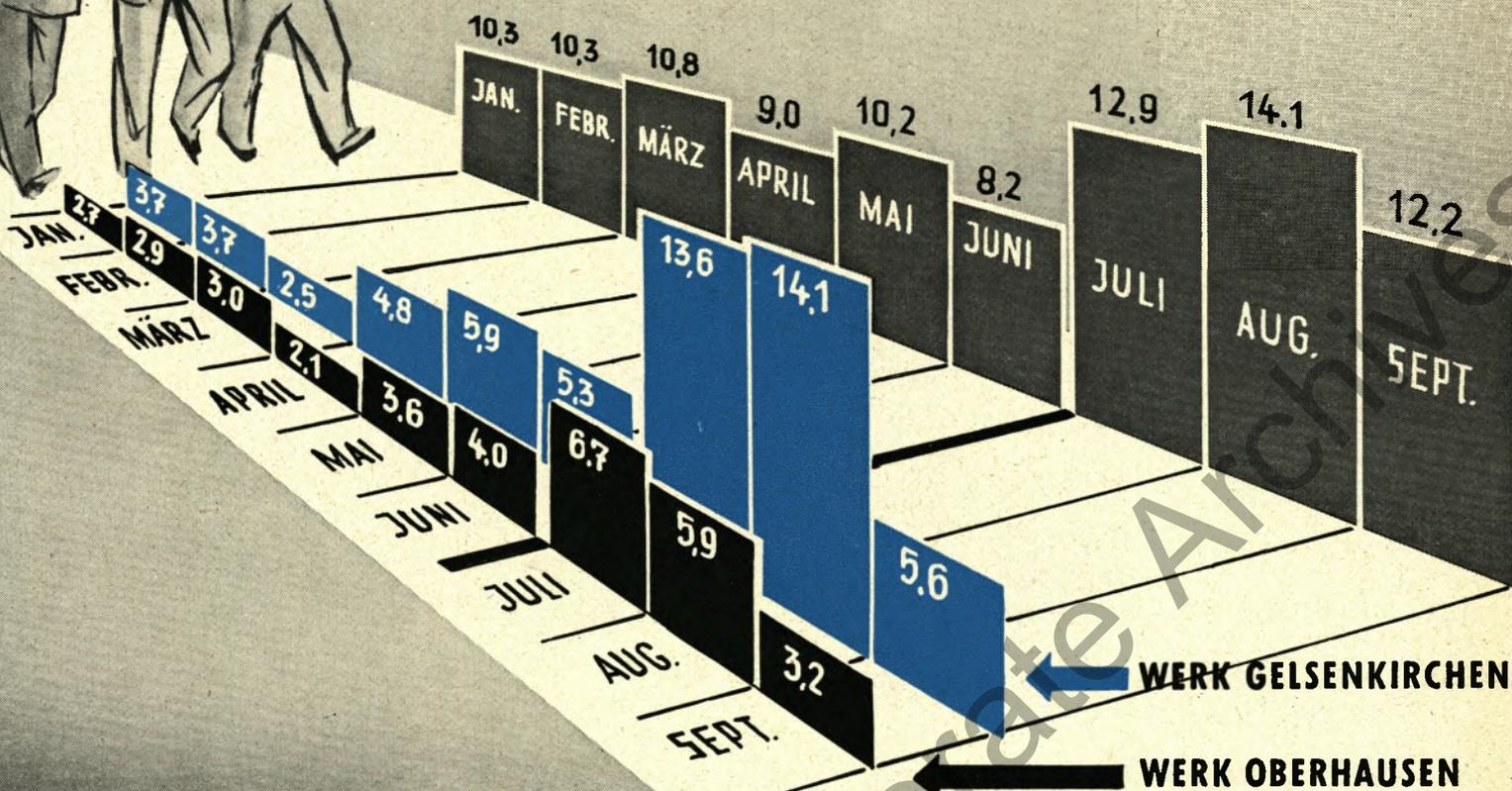
Das ist gewissermaßen die Kehrseite der Medaille, unseres vielbesungenen Wirtschaftswunders. Unsere innere, individuelle Freiheit ist in den Ausverkauf geraten, in die Inflation, sprachlich, auf den Friedhof der Begriffe. Das ist traurig, aber wahr. Wir wissen zwar, daß die Begeisterung der Massen des Ostens über ihre „Jahrespläne“, über ihr „Mehr-produzieren-dürfen“ eine Lüge ist. Aber die Menschen des Ostens haben dabei noch die Chance, daß sie selbst nicht lügen, sondern nur das System. Wir Bürger des Westens aber geraten in die Gefahr, selbst zu Lügern zu werden, wenn wir die Freiheit preisen und unser Warenangebot meinen — das wir doch gewiß lieben!

Chronikus



UNFÄLLE JAN.-SEPT. 1957

auf je 1000 Versicherte



Durchschnitt der Berufsgenossenschaft

Der guten Sache einen Dienst erwiesen

Unfallkurve normalisiert

Einen schönen Erfolg in unserer Unfallverhütungsarbeit brachte uns der Monat September. In den Oberhausener Betrieben wurden insgesamt 42 Unfälle gemeldet, gegenüber 72 im August. Bezogen auf 1000 Mann Belegschaft ging die Unfallziffer zurück von 5,9 im August auf 3,2 im September. Damit hat die Belegschaft bewiesen, daß nach wie vor der Arbeitsschutzgedanke hochgehalten wird. Allen Unkenrufen zum Trotz demonstrieren unsere Unfallzahlen, daß jene verhängnisvolle Entwicklung gestoppt wurde, die sich in der ersten Zeit nach Inkrafttreten des neuen Sozialgesetzes nicht nur in unserem Werk abzuzeichnen schien. Wohl als erstem Werk dürfte es uns gelungen sein, die nach dem 1. Juli sprunghaft emporgeschnellte Unfallkurve wieder auf das normale Maß zu bringen.

Gerade in dieser Hinsicht ist das erzielte Ergebnis um so beachtenswerter, spricht es doch für den guten Willen unserer Arbeiterschaft, die die düsteren Prognosen aller Besserwisser ad absurdum erscheinen läßt. Denn an Prophezeiungen, die wissen wollten, daß es nun ein für allemal vorbei sei mit unseren günstigen Unfallziffern, hat es nach dem 1. Juli nicht gefehlt. Unsere Arbeiter aber haben in puncto Unfallzahlen eindeutig dokumentiert, daß sie den Vorwurf, wonach die Arbeiterschaft die durch die neuen Sozialgesetze eingeräumten Vergünstigungen mißbrauchen werde, nicht auf sich sitzen lassen wollen. Wir haben immer schon offen bekannt, daß die große Mehrheit unserer Arbeiter sich auszeichnet durch eine anständige Gesinnung und fortschrittliche Denkweise. Wenn es dazu noch eines Beweises bedurft hätte, so ist er jetzt erbracht. Hauptsächlich diese Folgerungen sind es, die unserem Unfallverhütungsergebnis eine Bedeutung weit über den normalen Rahmen der Statistik beimessen. Es sei daher mit allem Nachdruck betont, daß wir uns freuen, daß u. a. die Rufe der Werkzeitschrift nicht ohne Echo geblieben sind. Die Belegschaft kann stolz sein auf dieses Ergebnis, denn daß es sich um einen Erfolg handelt, dürfte ohne Zweifel feststehen. Doch konnte sich der Erfolg nur einstellen, weil jeder mitzog und jene Argumente nicht wahrhaben wollte, die jeden einzelnen von uns

treffen mußten. Darüberhinaus aber zeigt die Statistik, verdeutlicht durch unser Schaubild, auch ein Absinken der Unfallentwicklung im Durchschnitt der Berufsgenossenschaft. Eine Tatsache, die immerhin die Hoffnung aufkommen läßt, daß nicht nur in unserem Werk, sondern generell jene mit dem 1. Juli aufkommende Tendenz gebrochen wurde.

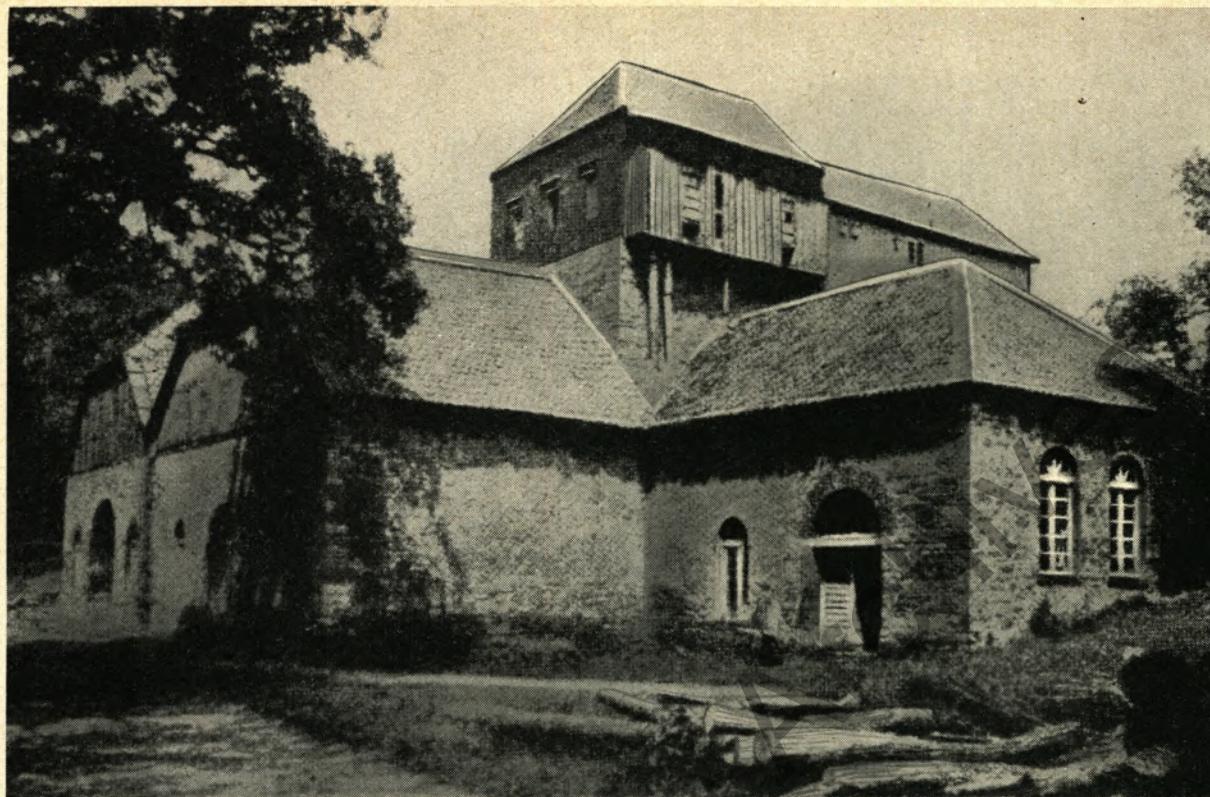
Parallel mit dem Rückgang der Unfallzahlen verläuft bei uns die Entwicklung der Erste-Hilfe-Leistungen, also der größtenteils nicht meldepflichtigen Unfälle. Und zwar wurden gegenüber 394 im August im September nur noch 286 Fälle von erster Hilfe registriert. Diese Zahlen zeigen nicht nur die Tendenz der Unfallentwicklung, sondern beweisen andererseits die Zuverlässigkeit unserer Unfallstatistik. Ebenfalls im Werk Gelsenkirchen entwickelten sich im September die Unfallzahlen nach unten, wenngleich sie auch noch weit über dem Durchschnitt des vergangenen Jahres liegen. Immerhin entspricht der Rückgang von effektiv 23 Unfällen im August auf 14 im September einer Minderung um rund 39 Prozent. Bezogen auf 1000 Versicherte ergibt das ein Absinken von 14,1 auf 5,9.

Bleibt nur noch der fromme Wunsch, daß die erfreuliche Entwicklung auch weiterhin anhält. Unser Ziel muß es bleiben, den im Vorjahr erzielten Rekord (im Jahresdurchschnitt 3,9 Unfälle auf 1000 Mann Belegschaft) in diesem Jahr zu unterbieten. Das wäre eine um so schönere Leistung, da sie unter ungleich schwierigeren Voraussetzungen erreicht sein würde. An diesem Zielgedanken wollen wir festhalten, und wenn jedes einzelne Belegschaftsmitglied mitzieht, spricht alles dafür, daß wir unseren Vorsatz wahrmachen, denn der für die Zeit vom 1. Januar bis zum 30. September errechnete Unfalldurchschnitt lautet 3,8 auf 1000 Versicherte. Also kommt es darauf an, beim jetzt beginnenden Endspurt noch einmal alle Kraft zu konzentrieren. Sollten wir das Ziel, das wir uns zu Anfang des Jahres selbst gesteckt haben, wirklich erreichen, dann hätten wir uns nicht nur selbst weitergeholfen, sondern würden der Sache der gesamten Arbeiterschaft einen großen Dienst erwiesen haben. K.H.S.

Die Erzeugung des Eisens und des Stahls kann auf eine mehrtausendjährige Geschichte zurückblicken, in deren Verlauf sich aus den primitivsten Anfängen die heutigen hochentwickelten Verfahren ausgebildet haben. Aus dem Rennfeuer entwickelte sich der Stückofen, und aus dem Stückofen wurde nach Nutzbarmachung der Steinkohle schließlich der Hochofen, dessen Erzeugnis, das Roheisen, jedoch nicht schmiedbar war und das man deshalb im Holzkohlenfeuer einem Frischvorgang unterwerfen mußte. Wir wissen nicht genau, wo der erste Hochofen gebaut wurde, vermuten aber, daß seine Wiege im Siegerland gestanden hat; dort dürfte er zu Anfang des 14. Jahrhunderts entwickelt worden sein.

Also schon lange bevor das Ruhrgebiet zum wichtigsten Eisenzentrum Europas wurde, war im Siegerland und in der angrenzenden Grafschaft Mark aus kleinsten Anfängen heraus eine ausgedehnte Eisenindustrie entstanden. Die stillen Waldtäler waren der Ausgangspunkt. Hier waren die natürlichen Bedingungen für die Anlage von Eisenschmelzen gegeben: das Erz wurde zumeist in nächster Umgebung gewonnen, die Holzkohle lieferten die großen Buchenwälder, die Wasserläufe dienten zur Erzeugung des Gebläsewindes. Ein solches technisches Kulturdenkmal ist die Luisenhütte bei Wocklum im Sauerland, deren Anfänge auf die Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg zurückgehen.

Eine große Anzahl unserer Belegschaftsmitglieder kennen diese alte Hütte, die 1950 auf Initiative des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute



▲ Die Wocklumer Luisenhütte nach ihrer Wiederherstellung im Jahre 1950: Im rechten Flügel befindet sich der Gebläse-raum, im mittleren Gebäudeteil sowie im Turm die eigentliche Hochofenanlage und im linken Flügel die Eisengießerei.

Ein technisches Kulturdenkmal



▲ Verschiedentlich, zuletzt in der vergangenen Woche, besichtigte unser hüttenmännischer Nachwuchs die Luisenhütte. Hier wird der Hochofenabstich erklärt.

restauriert wurde. Der Grundriß der noch heute vorhandenen Teile der Hütte veranschaulicht die Geschlossenheit der Anlage, in deren Mittelpunkt das Raughemauer des aller überragenden Hochofens steht. Die Dachpfannen oberhalb der Gicht wurden beim Betrieb des Hochofens entfernt. Die der Gicht am nächsten liegenden Dachbalken waren durch Lehm gegen Funkenflug geschützt. Um ein genügendes Gefälle für die Wasserkraft zu erreichen, wurde übrigens im Jahre 1750 von aus Tirol stammenden Fremdarbeitern ein zwei Kilometer langer Stichkanal gegraben, der bis zur Hütte etwa acht Meter Gefälle hatte. Im Maschinenhaus stand ein Zylindergebläse, das durch ein Wasserrad von fünf Meter Durchmesser angetrieben wurde.

Die Beschickung des Ofens geschah über eine aus schweren Holzbohlen gebildete Gichtbrücke. Die Erze wur-

den in plumpen Möllerkarren, die Kohle in geflochtenen Körben auf den Möllerboden und weiter zur Gicht transportiert. Vor dem Abstich des Ofens befindet sich die Gießhalle. War der Hochofen in Betrieb, so lief die Schlacke rechtsseitig in einen Tümpel ab, in dem sie erkaltete. Das flüssige Roheisen wurde zu bestimmten Zeiten, jeweils mittags und nachts um zwölf Uhr, abgestochen und lief linksseitig in das Masselbett. Die Roheisenmasseln erhielten Einkerbungen, so daß sie leicht zerschlagen werden konnten. Sie wurden hauptsächlich in die Eisen verarbeitende Industrie im Lennetal verkauft. Zur Bewegung der Lasten diente ein noch vorhandener schwenkbarer Holzkrane.

Die Arbeiter stammten meist aus der Umgebung. Der westfälische Heimat-

▲ Auf der Gichtbühne. Im Vordergrund die Füllöffnung des alten Hochofens. Höhe des Ofens: 12 m.

schriftsteller Emil Rittershaus berichtet im Jahre 1854, daß die 14 Köpfe zählende Belegschaft in der Kammer oberhalb der Gießhalle gewohnt habe. Die Hüttenleute erhielten bei freier Wohnung 80 Pfg., die Platzknechte 60 Pfg. pro Tag.

So gibt die Wocklumer Luisenhütte ein beredtes Zeugnis technischen Schaffens einer früheren Industrieepoche, indem sie den Besuchern ein ein-

druckvolles Bild der Eisenhütten-technik vergangener Zeiten vermittelt.

Man darf nicht vergessen, daß unsere Stahlindustrie ihren heutigen hochentwickelten Stand nur erreichen konnte, indem unsere Väter und Vorfäter die entscheidenden Voraussetzungen hierfür erarbeiteten. Auch für die Geschichte des Eisens gilt das weise Wort des alternden Goethe: „Gott gibt die Nüsse, aber er beißt sie nicht auf.“

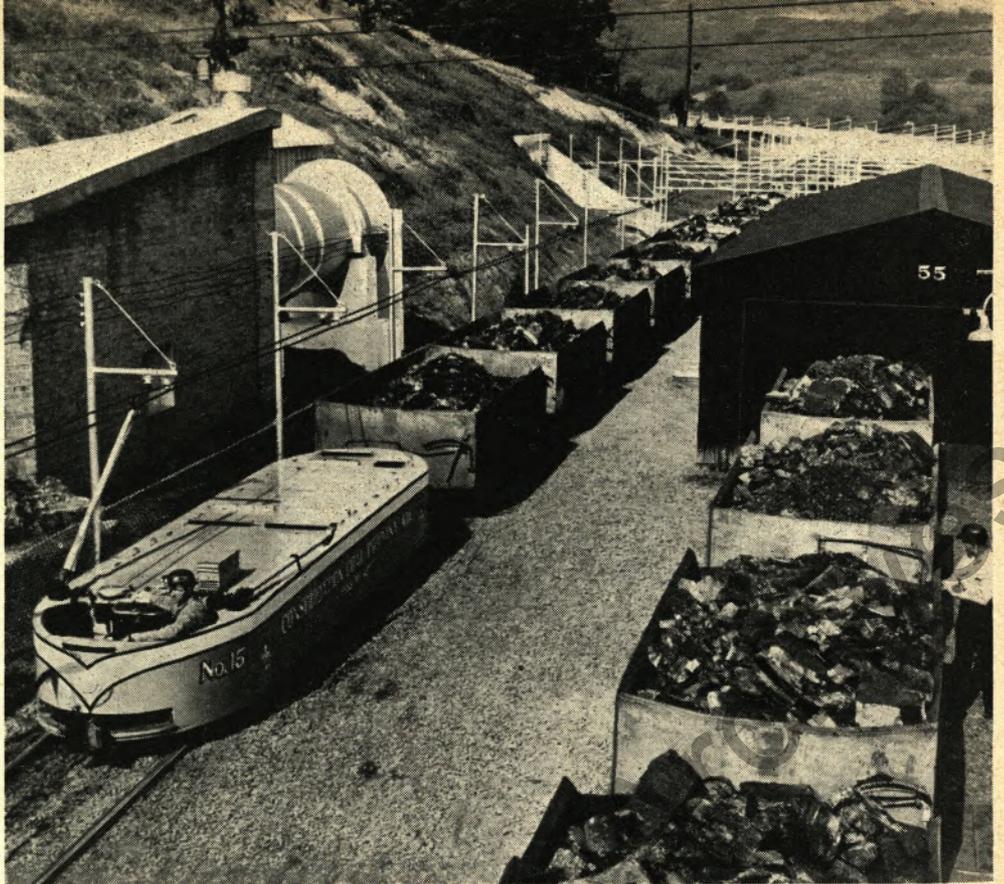


Am Beispiel Amerika:

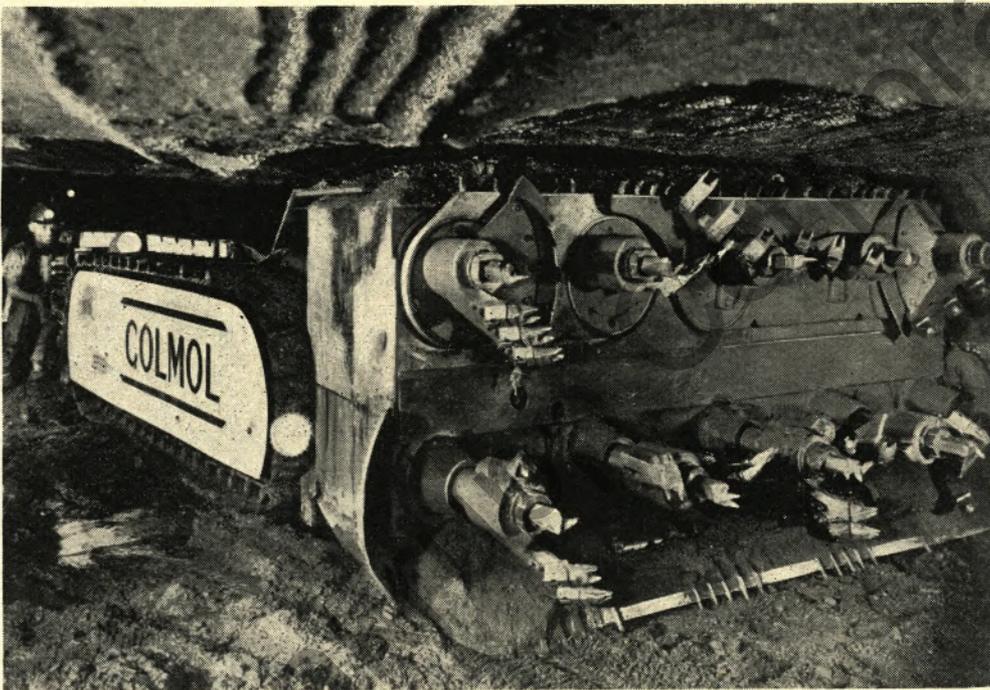
Bergbau braucht Investitionen

In diesen Wochen ist im Zusammenhang mit der kürzlich erfolgten Preiserhöhung viel über das Kohleproblem gesprochen worden. Immer wieder kam dabei die Rede auch auf die Amerika-Kohle, die bei den augenblicklich niedrigen Frachtraten besonders in küstennahen Gebieten der Inland-Kohle Konkurrenz machen könnte. Nun, wir wollen nicht eingreifen in die Diskussion, wollen aber auch unseren Lesern einen Bildbericht über den US-Bergbau nicht vorenthalten, den uns der Amerika-Dienst in diesen Tagen auf den Redaktionstisch flattern ließ.

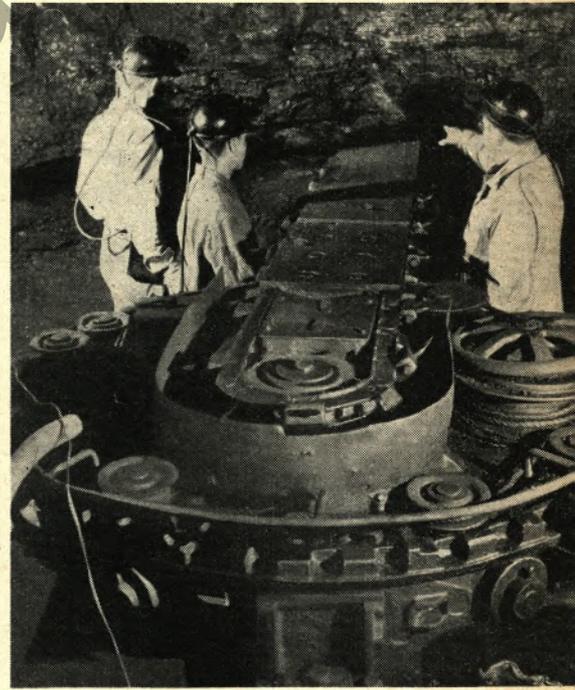
Danach hat sich durch Rationalisierung und Mechanisierung in den letzten Jahren ein gewaltiger Produktivitätsfortschritt des US-Bergbaus ergeben. Dieser Vorsprung der amerikanischen Bergbauindustrie kommt am deutlichsten zum Ausdruck in der Leistung von rd. 14 t je Mann und Schicht, also mehr als das Neunfache des Ruhrdurchschnitts. Berücksichtigt werden muß dabei allerdings die Tatsache, daß in den USA fast ein Viertel der Steinkohle im Tagebau gewonnen wird. Ungeachtet dessen entspricht die Schichtleistung in den Untertagebetrieben pro Bergarbeiter immerhin



▲ Neuzzeitliche elektrische Förderlok mit Großraumwagen auf dem Zechengelände einer Grube in Pennsylvanien, dem bedeutendsten nordamerikanischen Kohlenrevier, dem „Ruhrgebiet“ der Vereinigten Staaten.



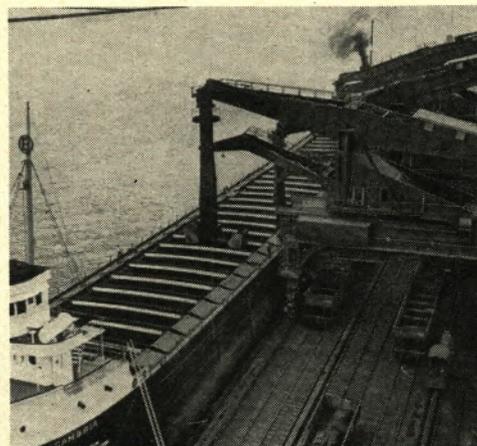
▲ Kohलगewinnungs- und Lademaschine, die sich in den Kohlenstoß frißt. Hinsichtlich des Einsatzes technischer Hilfsmittel, wie überhaupt in bezug auf Investitionen, ist der US-Bergbau dem Ruhrgebiet um vieles voraus.



▲ Hier ein Kohlenhobel in einem 2-m-Flöz mit einer Leistung von vier bis sechs Tönnen je Minute.

▼ Auf einigen Gruben sind Personenzüge eingesetzt, welche die Arbeiter „vor Ort“ bringen.

▼ Am Verladekai von Hampton Roads, dem bedeutendsten amerikanischen Kohle-Ausfuhrhafen.



noch der Menge von 10,3 t, gegenüber dem Durchschnitt des Ruhrreviers von 1,6 t. Bei einem solchen Vergleich darf aber nicht unausgesprochen bleiben, daß der Ruhrbergbau weitaus ungünstigeren geologischen Verhältnissen ausgesetzt ist. So liegen die gegenwärtigen Förderteufen an der Ruhr bei 720 m, die des US-Bergbaus bei durchschnittlich 130 m. Dabei beträgt die durchschnittliche Mächtigkeit der Flöze in den Vereinigten Staaten 2 m, gegenüber 1 m des Ruhrbergbaus.

Nichtsdestotrotz aber kann man nicht umhin, den Amerikanern Anerkennung zu zollen, denn sie brachten es fertig, die Schichtleistung pro Mann, die 1954 bei 5,8 t lag, auf heute 10,3 t zu steigern. Schließlich ist diese Produktivitätssteigerung um beinahe 100 Prozent das Ergebnis des Einsatzes gewaltiger technischer Mittel. Das kostete auf der anderen Seite natürlich riesige Summen. In dieser Hinsicht kann einfach nicht übersehen werden, daß die Investitionen im deutschen Steinkohlenbergbau im allgemeinen unzureichend sind.

Armes Erz füllt Rohstoffflücke

An den Ausläufern des Nordwestharzes, im Gebiet von Salzgitter, fußt auf uraltem Bauernland eine moderne Eisenindustrie. Sie wuchs auf der Grundlage der Erfindung, saures Erz zu schmelzen, um daraus einen brauchbaren Stahl zu erzeugen. Bereits 1868 wurde die „Aktiengesellschaft Eisenwerke Salzgitter“ mit vier Hochofen gegründet, um die Salzgitterschen Eisenerzlager zu erschließen. 1874 wurde das Eisenwerk jedoch stillgelegt, als bei einer Hochofenexplosion der Generaldirektor und fünf Hüttenleute ums Leben kamen. Hinzu kam, daß in damaliger Zeit Wissenschaft und Technik noch nicht den Schwierigkeiten gewachsen waren, die das an Eisengehalt arme, an Kieselsäure aber reiche Salzgittererz bei der Verhüttung bereitete.

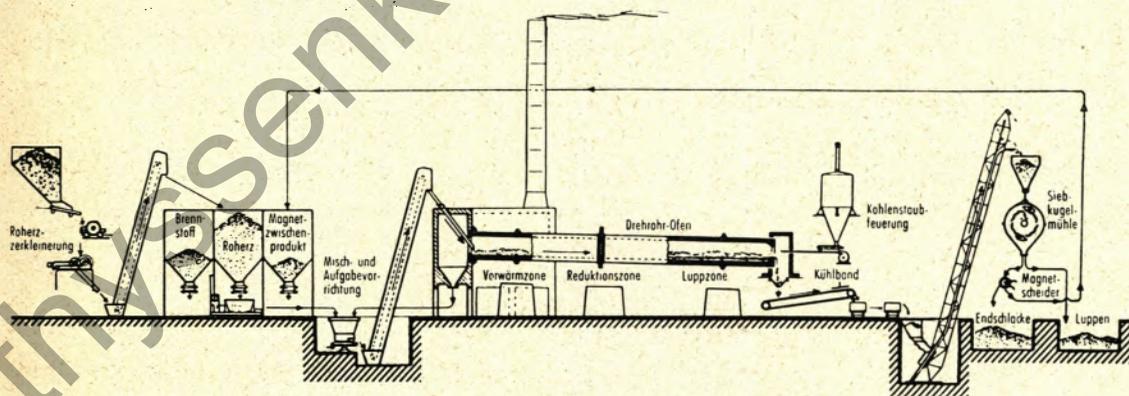
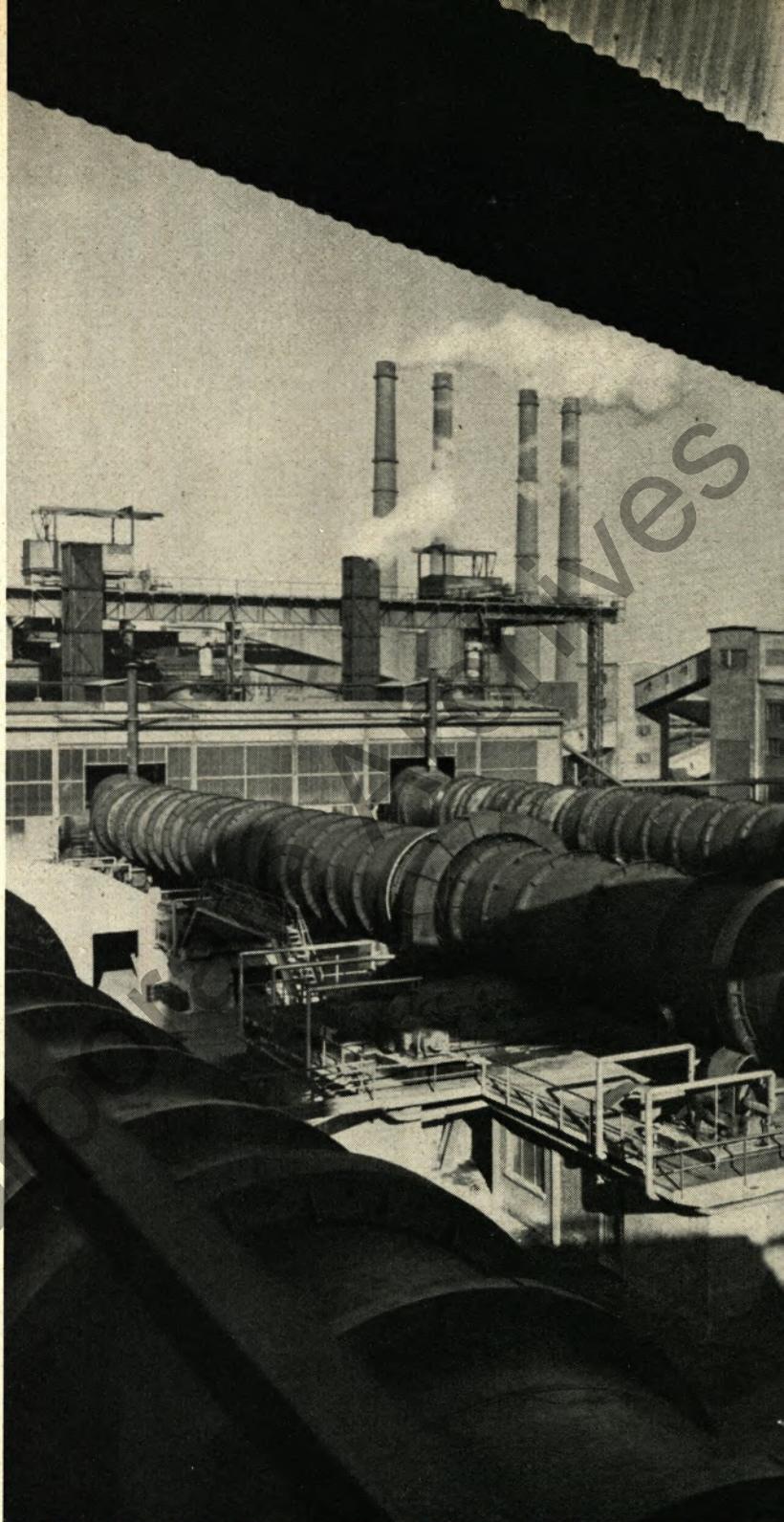
1937 wurde die „Reichswerke AG für Erzbergbau und Eisenhütten“ gegründet, ein modernes und großräumiges Hüttenwerk sozusagen „auf der grünen Wiese“ errichtet. Die Gesellschaft wurde im Zuge der Neuordnung 1953 liquidiert, als Nachfolgegesellschaft entstand die „AG für Berg- und Hüttenbetriebe“. Das in den Nachkriegsjahren stark demontierte Werk wurde wiederaufgebaut und ist heute eines der größten deutschen Hüttenwerke. Doch nicht nur für dieses, unmittelbar auf dem eigenen Erz errichtete Werk ist das Salzgittererz heute interessant, sondern schlechthin für die gesamte westdeutsche Eisen schaffende Industrie.

hütten läßt. Denn der Hochofen verlangt reiche Erze und zur Verhüttung großstückigen, druckfesten Steinkohlens.

Reiche Erze und gute Brennstoffe sind jedoch Mangelware. Um so dringlicher stellte sich die Aufgabe, Verfahren zu ersinnen und zu entwickeln, die es ermöglichen, die von Zeit zu Zeit immer wieder auftretenden Engpässe in der Rohstoffversorgung zu überwinden.

Da ist an erster Stelle das Rennverfahren zu nennen, ein 1934 von Professor Friedrich Johannsen erfundenes und von der Firma Krupp entwickeltes Verfahren. Doch ist dieses „Krupp-Rennverfahren“ nicht bloß eine Modernisierung der mittelalterlichen Rennverfahren, sondern entspricht ebenso der primitivsten Art der Eisengewinnung, dem Auslesen der reduzierten Eisenteile aus der erstarrten und zerkleinerten Schlacke. Beim Krupp-Rennverfahren — um zuvor eine stichwortartige Erläuterung zu geben — werden die Eisenerze in einem Drehrohrföfen reduzierend unter Bildung einer zähen Schlacke verschmolzen. Durch die Rotation entstehen aus den reduzierten Eisenteilen Körner von zum Teil bedeutender Größe, ja schwere Luppen. Das Erzeugnis der Schmelzung wird in Kugelmöhlen verarbeitet, die freigelegten Eisenkörner werden magnetisch ausgelesen.

In Essen-Borbeck, Frankenstein in Schlesien und Salzgitter-Wattenstedt



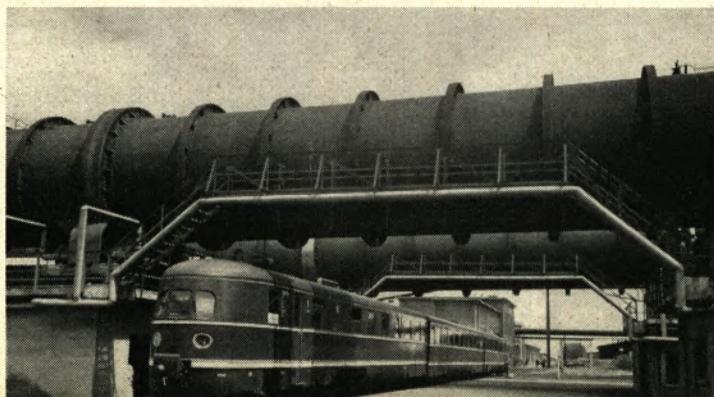
▲ Die drei Drehrohrföfen der Krupp-Rennanlage der Salzgitter-Ruhr GmbH., einer Interessengemeinschaft von acht Ruhrhütten, an der auch unser Werk beteiligt ist. Der größte dieser Drehrohrföfen, im Volksmund „langer Heinrich“ genannt, ist 110 m lang. Unser Foto läßt die Dimensionen erkennen. Infolge der Neigung der Röhre (zwei Prozent) und ihrer langsamen Drehung um die Längsachse (eine Umdrehung in der Minute) wandert der Möhler innerhalb von acht bis zehn Stunden durch die gesamte Ofenlänge. In der Mitte, zwischen den langgestreckten, röhrenförmigen Drehföfen die Antriebsmotoren.

◀ Unsere Skizze veranschaulicht das Arbeitsschema einer Krupp-Rennanlage vom Einsatz in die Roherz-zerkleinerung bis zur Magnetscheideanlage. Die Zeichnung ermöglicht es dem Betrachter, sich ein genaues Bild zu machen von dem in unserem Bericht ausführlich beschriebenen Rennverfahren.

◀ Keine Miniatur-Eisenbahn, sondern ein Triebwagen der Bundesbahn in Originalgröße. Im Verhältnis zu der Eisenbahn veranschaulicht das Bild die gewaltigen Ausmaße der Röhrenföfen.

Immerhin beträgt der Anteil Salzgitters an der Eisenerzförderung im Bundesgebiet rund 35 Prozent. Zwei Milliarden Tonnen Erz ruhen allein im südlichen Salzgittergebiet.

Gewiß, das Salzgittererz, Brauneisenstein, ist ein armes Erz. Arm an Eisen und reich an Kieselsäure. Ein Erz also, das sich im Hochofen nur schwer ver-





entstanden vor und während des zweiten Weltkrieges die ersten Rennanlagen zur Eisengewinnung. Sie wurden nach Kriegsende ausnahmslos demontiert.

Schließlich wurde vor zwei Jahren von acht westdeutschen Hüttenwerken, darunter auch unserem Werk, die Rennanlage Salzgitter-Ruhr GmbH gegründet. Die Kosten der Anlage beliefen sich auf rund 40 Millionen Mark, die von den beteiligten Werken übernommen wurden. Die Rentabilität der Anlage hängt jedoch weitgehend von den Transportkosten von Salzgitter an die Ruhr ab. Bei den Verhandlungen mit der Bundesbahn kam es darauf an, daß die Rennluppen, die im Gegensatz zum Eisen noch keine Verflüssigung durchgemacht haben, von der Bahn als Rohstoff anerkannt wurden, um ähnlich dem Erztransport zu einem Sondertarif befördert zu werden. Gleichzeitig mußte der Wagenrücklauf gesichert werden, was jedoch in bezug auf die Kohlenabhängigkeit des Salzgitter-Gebietes von der Ruhr gewährleistet werden kann.

Schauen wir uns doch nun die Rennanlage etwas näher an. Eine solche Anlage ist im Grunde genommen nichts anderes als ein technisch verbessertes Rennfeuer, wie es bereits vor über 2000 Jahren betrieben wurde und wie es heute bisweilen noch in Afrika verwendet wird: In einem am Hang gebauten Ofen wird Eisenerz, mit Holzkohle als Brennmaterial vermischt, erhitzt. Hierbei rinnt (= ,rennt') die Schlacke aus der Beschickung, während das Eisen in teigiger Form als sogenanntes Luppeneisen anfällt.

Da ist zunächst die Möllierung, wo eisenarme Mittelprodukte der Erzaufbereitung der Salzgittergruben mit Koksgrus gemischt und über breite Bänder der Aufgabeöffnung des Rennofens zugeführt werden.

Die feinkörnige Mischung von Erz und Brennstoff wird in drei gewaltigen Drehrohröfen — ein vierter ist geplant — verarbeitet. 110 m lang ist der größte von ihnen. Die Belegschaft nennt ihn den „langen Heinrich“. Infolge der Neigung der Rohre (2 Proz.) und ihrer langsamen Drehung um die Längsachse (eine Umdrehung in der Minute) wandert der Möller nun innerhalb von acht bis zehn Stunden durch den Ofen und wird dabei zunehmend erwärmt. In entgegengesetzter Richtung passieren die Verbrennungsgase den Ofen.

Das erste Stück des Ofens, etwa 20 Prozent der Rohrlänge, ist die Vorwärmzone. Zur Mitte hin, wo die Antriebsmotoren stehen, welche die Drehung bewirken, macht sich ein erheblicher Temperaturanstieg bemerkbar. Hier ist die eigentliche Reduktionszone: Im Innern des Ofens, der von der Austragseite her durch eine Zusatzfeuerung mittels Kohlenstaubs oder Öls erhitzt wird, erfolgt die Reduktion der Eisenoxyde zu Eisenschwamm. In dieser Zone herrscht eine Temperatur von 600 bis 1100 Grad Celsius. Sie steigt im letzten Teil des Rohres, der Luppzone, auf 1250 Grad. Dort wird die Beschickung durch einen gemauerten Schlußring angestaut, so daß sie für einige Stunden in der Luppzone verbleibt.

Die metallurgischen Vorgänge in der Luppzone sind das Neuartige des Krupp-Rennverfahrens. Da die Reduktion, also die Verbindung des im Eisenoxyd enthaltenen Sauerstoffs mit dem Kohlenstoff des Brennmaterials, im wesentlichen abgeschlossen ist, findet nur noch eine geringfügige Kohlenoxydentwicklung statt. Die vom Austragsende in den Ofen eingeleitete Luft trifft nun direkt die Oberfläche der Beschickung. Dabei entrißt ein Teil des soeben freigewordenen Eisens dem Verbrennungsgas wieder den Sauerstoff; das Eisen verbrennt zu Eisenoxyd. Die plötzliche Verbrennungshitze läßt örtlich eine eisenoxydulhaltige Schlacke entstehen. Diese Schlacke seigert (= ,sickert') aus dem verbleibenden Eisenskelett heraus, das gleichzeitig zu festen Luppen zusammenschweißt. Die an der Oberfläche oxydierend behandelte Schicht gelangt anschließend in die inneren Zonen der Beschickung, wo eine erneute Reduktion des vorher verbrannten und verschlackten Eisens stattfindet. Oxydation und Reduktion wiederholen sich während des ganzen Aufenthalts der Beschickung in der Luppzone. Infolge der großen Schichtdicke überwiegt dabei stets der Einfluß der Reduktionsvorgänge, so daß letzten Endes eine sehr eisenarme Schlacke entsteht.

Interessant ist es, an der Austragseite des Ofens — die Augen durch ein blaues Glas geschützt — die Vorgänge im Innern des Drehofens zu beobachten. Die feurige Lohe und die gelbrote Glut des sich im Rohr wälzenden Beschickungsgutes sind ein imposanter Anblick. Einem Lavaström gleich



Der Ofenaustrag vor der Zerkleinerung. Die aus der Luppzone des Ofens austretende Masse gleitet auf die Kühlbänder, wird mit Wasser abgeschreckt und zum Austragsbunker transportiert. Weißliche Rauchschwaden steigen aus dem Bunker empor und hüllen den Laufkran ein, dessen Greifer sich herabsenkt, zupackt und dann den Ofenaustrag zur Zerkleinerungsanlage befördert.

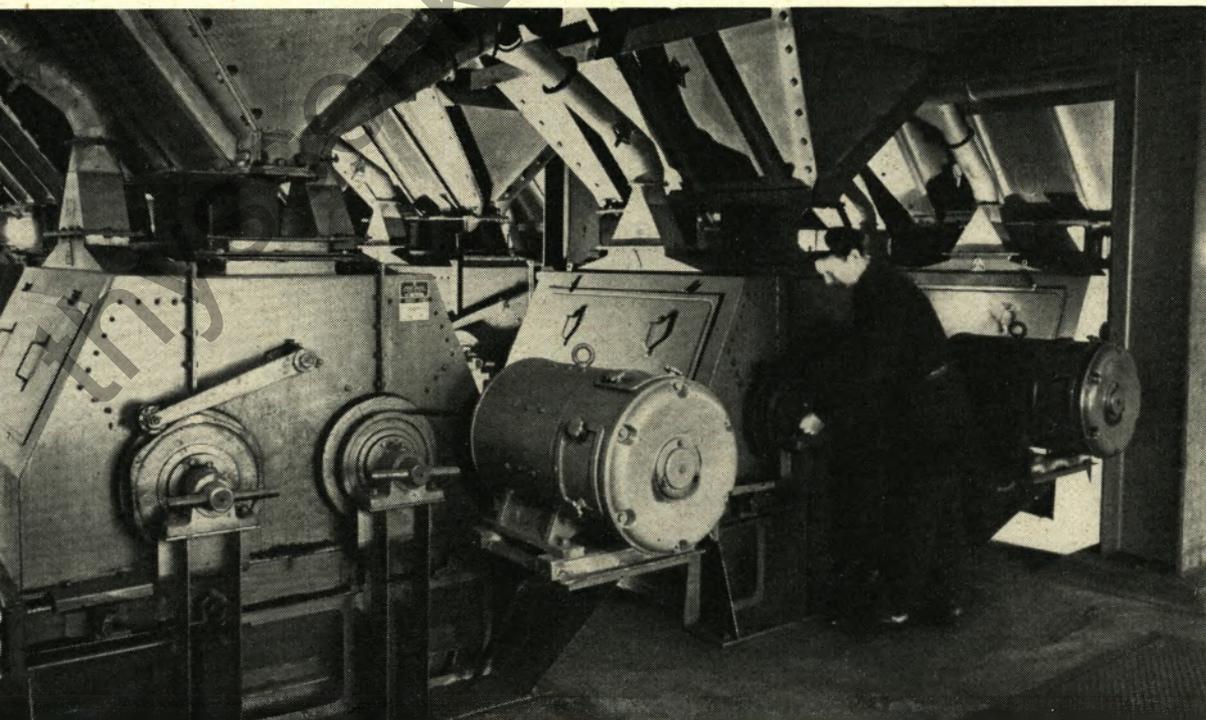
schiebt sich die glühende Masse vorwärts, staut sich in der Luppzone und gleitet schließlich auf die Kühlbänder, wird danach mit Wasser abgeschreckt und zum Austragsbunker transportiert und alsdann zur Zerkleinerungsanlage befördert.

Danach gelangt das zerkleinerte Gut in die Magnetscheideanlage. Hier wird es zunächst von einem Resonanzsieb in mehrere Kornklassen getrennt. Korn über 10 mm ist reines Luppenprodukt und wandert unmittelbar zum Luppenbunker. Die feineren Kornklassen laufen über Trommelmagnetscheider, welche die Trennung in reine Luppen, Endschlacke und ein magnetisches Konzentrat als Zwischenprodukt bewirken. Dieses Konzentrat wird über eine besondere Bunkertasche in den Rennprozeß zurückgeführt; denn das in ihm enthaltene feingeluppte Eisen dient der Bildung neuer Luppen als Kristallisationskern.

Vom Turm der Magnetscheideanlage sieht man hinab auf den Gesamtkomplex der Anlage und auf die Gleise, auf denen die Züge mit Brennstoffen aus dem Ruhrgebiet einlaufen und mit Luppen beladen nach Westen zurückrollen.

In diesem Zusammenhang sei noch erwähnt, daß nicht weitab von unserem Werk, auf dem Krupp-Gelände in Essen-Borbeck, demnächst eine weitere große Krupp-Rennanlage entsteht. Mit insgesamt sechs Drehöfen und einer Produktion von 420000 t Luppen jährlich soll sie in etwa drei Jahren betriebsfertig sein.

Die Magnetscheideanlage. Hier wird das kleingemahlene Gut des Austrags von einem sogenannten Resonanzsieb in mehrere Kornklassen getrennt. Korn über 10 mm ist reines Luppenprodukt. Die feineren Kornklassen laufen über Trommelmagnetscheider, welche die Trennung in Endschlacke und ein magnetisches Konzentrat vornehmen.



Die wenigsten Menschen gebrauchen die geistigen Fähigkeiten, die ihnen die Natur geschenkt hat. Millionen verschwenden ihre Freizeit für völlig unnütze Dinge, die sie nicht einen Schritt weiterbringen. Ihr Leben könnte interessanter und schöner werden, wenn sie anfangen würden, ihren Geist zu trainieren und schöpferisch denken zu lernen. Anfangen muß man!

Über den Erfolg im Leben

Wir lesen Zeitung, blättern in Illustrierten, hören Radio. Täglich stürmt eine Menge neuer Eindrücke auf uns ein. Trotzdem haben wir es weitgehend verlernt, mit offenen Augen durch die Welt zu gehen. Am Arbeitsplatz und zu Hause tun wir gerade nur das, was uns aufgetragen wurde — aber nicht mehr. Wir spielen im Toto, aber wir wissen nicht mehr wie man sein Glück selber schmiedet. Nicht die Arbeit macht uns das Leben schwer, sondern die Zähigkeit, mit der wir alte Ideen verteidigen und uns gegen Veränderungen wehren.

Es ist eine kuriose Situation: Deutsche Fachleute fahren nach USA, um mit neuen Ideen wiederzukommen, und im eigenen Betrieb verlassen wir uns darauf, daß ein paar Vorschlagskästen am Fabrikaustrag genügen sollen, um Ideen zu produzieren. Es gibt Werkportvereine und Bastelgruppen. Warum gründet man keine Ideenklubs?

Überall machen wir ungenügenden Gebrauch davon, unsere Mitarbeiter im schöpferischen Denken auszubilden. Man braucht nur die Stellenanzeigen in den Tageszeitungen zu lesen. Da wimmelt es von Inseraten, in denen Männer mit Ideen gesucht werden. Nicht Fachkenntnisse allein, sondern die Fähigkeit, schöpferisch denken zu können, entscheidet darüber, wer im Leben erfolgreicher ist.

„Manche haben diese Fähigkeit — manche haben sie eben nicht“, hört man als Einwand, wenn ein Mitarbeiter durch seine Idee Anerkennung und Belohnung gefunden hat. „Das Auge ist das Einfaltlor der Weisheit“, sagt Goethe. Die erste Stufe im schöpferischen Denken heißt deshalb „bewußtes Beobachten“:

- **Mache die Augen auf und studiere, wo die Fehler und Schwächen einer Sache liegen, die Du verbessern willst.**
- **Bleibe nicht stur an einer Idee kleben, wenn Du mit der Lösung nicht weiterkommst. Laß sie eine Zeilang im Unterbewußtsein ruhen. Eines Tages wird Dir ein Einfall kommen, und Du kannst Deine Idee weiterentwickeln.**
- **Diskutiere über Deine Gedanken mit guten Freunden und Kollegen. Manchmal werden Dir im zwanglosen Gespräch Zusammenhänge klarer, die Du vorher nicht erkennen konntest.**
- **Lies Bücher und besuche Vorträge. Sie sind eine Fundgrube für Ideenjäger und geben Dir immer neue Anregungen. Fast in jedem Betrieb befindet sich eine größere Fachbücherei.**
- **Schaffe Dir ein kleines Büchlein an, das Du ständig bei Dir trägst und notiere dort alle Gedankenblitze, über die es sich lohnt, später einmal gründlich nachzudenken.**

Unser Problem besteht darin, zu erreichen, daß mehr Menschen in der Welt schöpferisches Denken lernen und es täglich anwenden. Im Betrieb und zu Hause, überall können wir damit beginnen, diese Fähigkeit, die in jedem Menschen ruht, auszugraben, anstatt die Hände in den Schoß zu legen und unsere Mitmenschen um ihren Erfolg zu beneiden.

P. K.

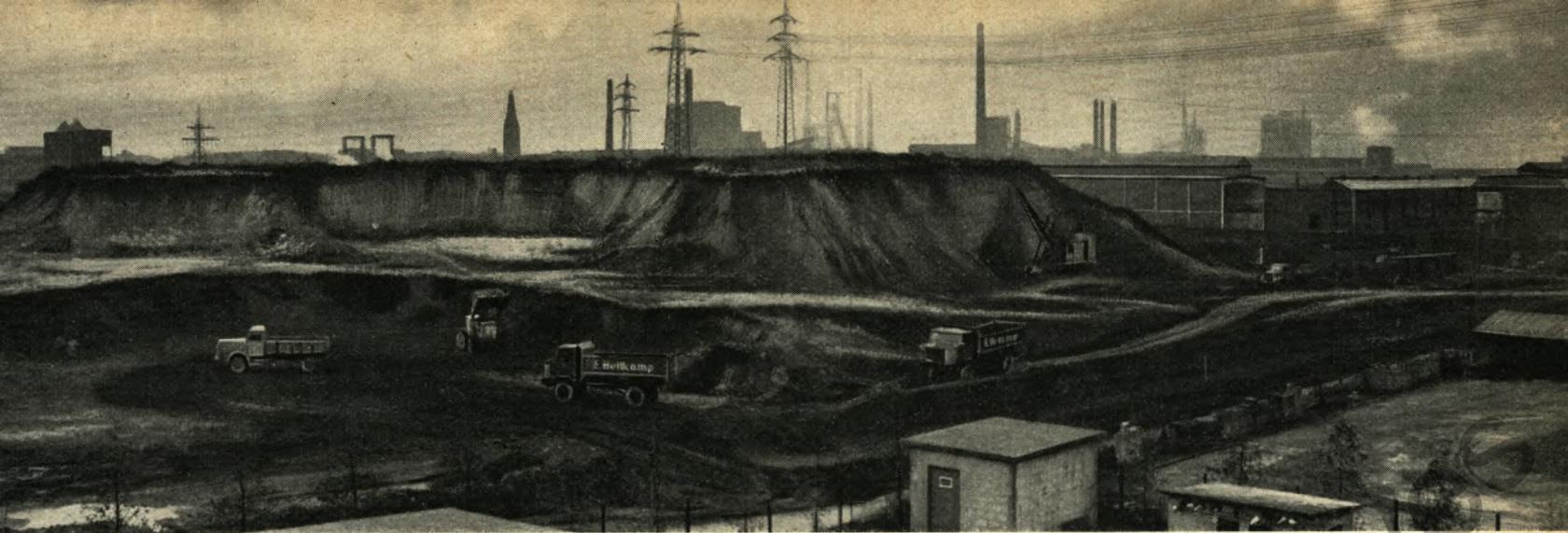
Grippe hemmt Produktion

Bei der Veröffentlichung des letzten Monatsberichtes in Nr. 17 der Werkzeitschrift wiesen wir bereits kurz darauf hin, daß im Redaktionsausschuß Vorschläge geprüft wurden, wonach mit Beginn des neuen Geschäftsjahres die Lageberichte nur noch jeweils für den Zeitraum eines Quartals veröffentlicht werden sollen. Die Durchführung dieses Vorschlages ist jetzt beschlossen worden. In Zukunft wird demnach der Lagebericht nur noch vierteljährlich in der Werkzeitschrift abgedruckt. Wir haben uns hierzu entschlossen, um eine gewisse Wiederholung und Eintönigkeit bei der monatlichen Berichterstattung auszuschließen und bei dem vierteljährlichen Bericht eine größere Vergleichsbasis zu erhalten. Wir hoffen, hierbei auch im Interesse unserer Leser zu handeln, denen wir so bessere Vergleichsmöglichkeiten geben können.

- **Betriebslage.** Die Erzeugung des Hochofenbetriebes lag im Berichtsmonat September mit 111 825 t **Roheisen** um rund 4000 t niedriger als im August. Der Rückgang ist im wesentlichen wegen einer Betriebsstörung an einem Schrägaufzug entstanden. Im vergangenen Monat wurde das überwiegend für den Export nach den USA erzeugte Ferromangan erstmals nach längeren Versuchen direkt auf besonders eingerichtete Warmbettwagen vergossen. Die **Rohstahlproduktion** ging im September gegenüber dem Vormonat ebenfalls zurück und erreichte 138 600 t. Neben produktionseinschränkenden Betriebsstörungen ergab sich aus dem hohen Krankenstand ein weiterer nachteiliger Einfluß. Die **Walzwerke** haben im Berichtsmonat rund 107 000 t erzeugt, der Gesamtversand betrug rund 105 000 t. Eine Produktionseinbuße als Folge der geringeren Rohstahlerzeugung entstand fast nur bei den Blockstraßen. Die im September an der 550er-Straße durchgeführte Ofenreparatur hatte einen zweitägigen Stillstand dieser Straße zur Folge. Eine weitere Ofenreparatur war an der Drahtstraße erforderlich. Sie dauerte neun Tage; die Straße ist am 7. Oktober wieder angelaufen. Die **Zementproduktion** betrug im September 28 000 t, der Gesamtversand 27 000 t. Von den 5,4 Millionen erzeugten Schlackensteinen wurden 5 Millionen versandt und 400 000 auf Lager genommen. Insgesamt ist im Winterhalbjahr eine Bestandserrhöhung auf 5 Millionen bis 6 Millionen Steine vorgesehen, die bei Beginn der Bautätigkeit im Frühjahr für die dann einsetzende stärkere Nachfrage bereitgehalten werden. Die im Zementwerk eingebauten Entstaubungsanlagen zeigen gute Ergebnisse. Die Staubbelastigungen sind nahezu ganz beseitigt. Der Gesamtversand des Werkes **Gelsenkirchen** erreichte im September 7744 t. Der Rückgang gegenüber August ist durch die geringere Zahl der Arbeitstage entstanden. Auf den einzelnen Arbeitstag bezogen war die Leistung höher als im August.
- **Absatzlage.** Auch im September war, insgesamt gesehen, die Nachfrage nach Walzwerkserzeugnissen aus dem Inland sowie aus Montanunionsländern zufriedenstellend, während die Nachfrage aus dritten Ländern sich weiter abschwächte. Im Inland zeichnet sich ein zunehmender Bedarf an dünnen Grobblechen für den Großrohr- und Behälterbau ab. Die Beschäftigungslage in Gelsenkirchen ist befriedigend. Der Auftragseingang ist saisonbedingt zurückgegangen.
- **Versorgungslage.** Die am 9. Oktober begonnenen Verhandlungen mit Schweden über die Erzbezüge für das Jahr 1958 wurden nach kurzer Aussprache unterbrochen. Sie werden im kommenden Monat fortgesetzt. Die Preiserhöhung für Ruhrkohle ab 1. 10. wird bei den Koks- und Kohlenbezügen finanzielle Mehrbelastungen in Höhe von etwa 8,3—8,5% zur Folge haben. Die Zugänge an Erzen, Koks/Kohle und Schrott entsprachen dem Bedarf. Beim allgemeinen Materialeinkauf zeigten sich im September keine Besonderheiten.
- **Belegschaftsentwicklung.** Im September wurden 98 Belegschaftsmitglieder eingestellt. Die Zahl der Abgänge betrug 86, so daß nur eine Erhöhung von 12 zu verzeichnen ist. In Gelsenkirchen standen im gleichen Monat 17 Einstellungen 16 Abgängen gegenüber.
- **Arbeitseinsatz.** An Stelle der bisherigen Arbeitseweise in den SM-Stahlwerken wird seit dem 27. Oktober (wie schon in der vorigen Ausgabe erläutert) nach einem neuen Plan gearbeitet, der den Forderungen des Arbeits-

ministers Rechnung trägt. Danach muß jedes Belegschaftsmitglied an mindestens 13 Sonntagen im Jahr frei haben; außerdem wird vorgeschrieben, daß die Freistellung den ganzen Kalendersonntag einschließen und eine Gesamtfreizeit von 72 Stunden erreicht werden muß. Der Arbeitsminister hatte sich nicht bereit erklärt, den bisherigen Arbeitsrhythmus wieder zu genehmigen. — Der Krankenstand erreichte in Oberhausen am 26. September mit 1188 fehlenden Belegschaftsmitgliedern seinen bisher höchsten Stand; in 680 von diesen Fällen lag eine Grippeerkrankung vor. Im Thomasstahlwerk lag der Krankenstand in der zweiten Septemberhälfte mit bis zu 18 Prozent besonders hoch. Die Finanzlage der Betriebskrankenkasse hat sich durch die höheren Ausgaben infolge der Zunahme der Krankheitsfälle und der Erhöhung des Krankengeldes verschlechtert. Es ist vorgesehen, die Beiträge ab November dieses Jahres zu erhöhen. Trotz der großen Zahl fehlender Belegschaftsmitglieder konnte im allgemeinen die 45stündige Wochenarbeitszeit für das einzelne Belegschaftsmitglied beibehalten werden. Der Krankenstand in Gelsenkirchen zeigt eine rückläufige Tendenz. Im Vergleich mit anderen Werken der Drahtindustrie ist der Krankenstand in Gelsenkirchen am niedrigsten. Im September ereigneten sich in Oberhausen 42 Betriebsunfälle gegenüber 72 im August; die Zahl der Wegeunfälle ging von 17 im August auf 8 im September zurück. Damit ist der frühere gute Stand wieder erreicht. Die Unfallzahl in Gelsenkirchen ist von 23 im August auf 14 im September zurückgegangen.

- **Urlaub.** Im Berichtsmonat wurden in Oberhausen 10 Prozent des Jahresurlaubsplanes abgewickelt; vorgesehen waren ebenfalls 10 Prozent. Damit sind in diesem Jahr bis Ende September 80,3 Prozent des Jahresurlaubs abgewickelt. Vorgesehen waren 77 Prozent. 836 Urlaubsschecks wurden eingelöst mit einem Gesamtbetrag von 130 419 DM. Das entspricht einer Durchschnittsurlaubsvergütung von 156 DM je Belegschaftsmitglied. In Gelsenkirchen wurden im September 8,5 Prozent des aufgestellten Jahresurlaubsplanes abgewickelt; vorgesehen waren hier 10 Prozent. Bis Ende September sind damit 87,4 Prozent des Jahresurlaubs genommen worden; vorgesehen waren 77 Prozent. Im Gelsenkirchener Lohnbüro wurden 74 Urlaubsschecks eingelöst mit einem Gesamtbetrag von 9724 DM. Das entspricht einer durchschnittlichen Urlaubsvergütung von 131 DM je Belegschaftsmitglied.
- **Vorschlagwesen.** Zu Beginn des Berichtsmonats lagen in Oberhausen noch 59 unerledigte Vorschläge vor, hinzu kamen 76 neue. Von diesen insgesamt 135 Verbesserungsvorschlägen wurden 22 bearbeitet, und zwar elf mit Geldprämien, vier mit Buchprämien und sieben ohne Prämie. Stand am 30. September: 113 noch nicht abschließend bearbeitete Vorschläge. In Gelsenkirchen waren es am 1. September noch acht unerledigte Vorschläge, hinzu kamen sieben neue. Von diesen 15 Vorschlägen wurden drei bearbeitet: einer mit Geldprämie, zwei mit Sachprämien. Stand am 30. September: 12 noch nicht abschließend bearbeitete Vorschläge.
- **Wohnungsbau.** Im Knappenviertel ist — wie schon mehrfach berichtet — der Bau von weiteren 36 Wohnungen für Belegschaftsmitglieder geplant. Die Arbeiten an den bereits besprochenen 66 Wohnungen gehen so gut voran, daß voraussichtlich bis Ende des Jahres 24 Wohnungen dieses Bauabschnitts bezogen werden können.



Großbagger fressen die Schutthalde

Ein jahrzehntealtes Wahrzeichen von Gelsenkirchen-Schalke verschwindet: die ehemals zur Zeche Consolidation gehörende Schutthalde an der Hochkampstraße wird abgetragen. Ein großer Teil der insgesamt rund 300000 Kubikmeter Zechen- und Trümmerschutt ist

bereits fortgeschafft. Das Gelände, das durch die Abtragung der Halde gewonnen wird, dient zur Erweiterung unseres Gelsenkirchener Werkes. Zwischen Hochkampstraße und Emschertalbahn gelegen, direkt anschließend an das Werk 3, ist es das ideale Erweiterungsgelände.

Nach dem neuen Bebauungsplan für das Werk Gelsenkirchen ist vorgesehen, die Baustahl-gewebefabrik aus dem Werk 3 auf das Haldengrundstück zu verlegen. Im Werk 3 wird dadurch Platz geschafft für die Verlagerung von weiteren Drahtzügen aus dem Werk 1. Es ist vorgesehen, einmal sämtliche Drahtzüge aus dem Werk 1 zum Werk 3 hinüberzuschaffen, um einen reibungsloseren und rationelleren Arbeitsfluß zu gewährleisten. Die Baustahlgewebefabrik, die sich jetzt noch als Fremdkörper im Werk 3 befindet, muß deshalb zu allererst verschwinden.

Des weiteren ist auf dem Haldengrundstück der Bau eines Walzdrahtlagers vorgesehen, da es im Werk 3 ein solches Lager bisher nicht gibt. Auf der anderen Seite des Geländes ist der Neubau einer mechanischen Werksstätte mit Nebengebäuden geplant. Trotzdem ist auch dann immer noch ein großer Teil des Grundstücks frei. Er ist vorgesehen für weitere Erweiterungsbauten, die bisher noch nicht fest geplant sind.

Durch die Abtragung der Zechenhalde werden 31 000 Quadratmeter neuen Baugeländes für uns gewonnen. Hinzu kommen weitere 15 000 Quadratmeter von dem Teil der Halde, der mit unserem eigenen Werkschutt von uns aufgefüllt wurde.

Inzwischen gehen die Abbauarbeiten an der Schutthalde zügig voran. Tag für Tag werden im Großeinsatz Tausende von Kubikmetern Schutt weggeschafft. Pausenlos sind zwei Großbagger damit beschäftigt, die Lastwagen zu beladen. Nahezu alle zwei Minuten geht ein Wagen ab. Über zwanzig Laster sind ständig unterwegs. Anfangs wurde Tag und Nacht gearbeitet, um den Schutt möglichst schnell wegzubekommen. Allein im Monat August wurden in 12 708 Touren 40 284 Kubikmeter Schutt abgefahren. Diese Zahl dürfte jetzt wahrscheinlich noch höher liegen, da die Abbaufirma inzwischen schwere 5-Tonner zum Abtransport des Haldenschutts eingesetzt hat. Man hofft, daß die Halde in spätestens zwei Jahren restlos verschwunden sein wird. Wenn der Abbau so störungsfrei und schnell weitergeht wie bisher, dürfte das Gelände schon nach anderthalb Jahren von Schutt frei sein. Eine kurze, aber ziemlich aufregende Unterbrechung bei der Abtragung der Halde gab es, als beim Bodenaushub für eine Entwässerung in unmittelbarer Nähe des Grundstücks eine fünf Zentner schwere amerikanische Fliegerbombe gefunden wurde. Der Blindgänger lag direkt am Rande eines ehemaligen Bunkers. Die Arbeiten mußten für kurze Zeit unterbrochen werden, bis Oberfeuerwerker Koch aus Gelsenkirchen mit seinem Entschärfungstrupp den Bombenkörper freigelegt und den Zünder mit einer Zange herausgedreht hatte. Eine Arbeit,

die ziemlich einfach aussah, aber dennoch mit Lebensgefahr verbunden ist. Das war übrigens seit einem Jahr der zweite Blindgänger, der in der unmittelbaren Umgebung des Werkes Gelsenkirchen gefunden wurde.

Im vorigen Jahr wurde das Haldengelände der Zeche Consolidation von uns übernommen. Seitdem ist dort kein Schutt mehr angekippt worden. Die Abtragung begann vor etwa zwei Monaten. Die Schuttmengen werden dazu benutzt, um das Bett der Emscher einzuengen und die Deiche zu erhöhen. Das wurde notwendig, seitdem durch Erdenwirkungen Absenkungen des Emscherbettes im Raum Gelsenkirchen eintraten, die die Geschwindigkeit des Wassers verringerten. Um die normalen Flutverhältnisse wiederherzustellen, werden nun die notwendigen Einengungen und Anschüttungen mit dem Haldenschutt vorgenommen.

Wenn die Halde vollständig abgetragen ist, wird so etwas wie ein Wahrzeichen von Schalke verschwunden sein. Ursprünglich war hier Brachland, bis um 1890 herum zum erstenmal von der Zeche Consolidation Zechenschutt angekippt wurde. Seitdem wurde dieses Gelände immer als Kippe benutzt. Teile des Schutts wurden vor dem ersten Weltkrieg von der Zeche wieder abgebaut und als Bergeversatz verwandt. Nach dem zweiten Weltkrieg wurde hier zusätzlich der Trümmerschutt aus den zerstörten Stadtteilen Gelsenkirchens angeschüttet. Selbst von den ganz alten Belegschaftsmitgliedern aus Gelsenkirchen werden

sich nur die wenigsten an das Bild erinnern, das sich dem Beschauer gegen Ende des vorigen Jahrhunderts dort bot, wo heute die Schutthalde liegt. Im Anschluß an die heutige Halde, wo jetzt das Werk 3 steht, wurde damals die erste Arbeitersiedlung gebaut. Unter dem Namen „Vogelheide“ ist dieses Gebiet einigen vielleicht noch bekannt. Laut Niederschrift vom 21. August 1872 war die Erbauung von sechs vierfachen Arbeiterwohnungen für die „Vogelheide“ genehmigt worden. In den Jahren 1934 bis 1936 wurden die Häuser dann abgerissen. Heute hat sich dieses Gelände mit dem darauf befindlichen Werk 3 weitgehend verändert. Wenn nach Abtragung der angrenzenden Schutthalde das Werk auch hierhin vordringt, wird in diesem Teil Schalkes nichts mehr an das Brachland des vorigen Jahrhunderts erinnern.

Zu unseren Bildern: Die Aufnahme oben zeigt die Schutthalde zwischen Hochkampstraße und Emschertalbahn. In pausenlosem Einsatz fressen sich die Bagger in den Berg hinein; ununterbrochen schaffen schwere Laster täglich Tausende Kubikmeter Schutt weg. Das Bild zeigt deutlich, wie hier nach Abtragung der Schutthalde im Anschluß an das Werk 3 ein ideales Erweiterungsgelände entsteht. — Bild unten: So sah es früher auf dem Gelände des jetzigen Werkes 3 aus. 1881 war hier die erste Arbeitersiedlung, damals bekannt unter dem Namen „Vogelheide“, erbaut worden. Bei dem Hochwasser im Januar 1909 war das ganze Gelände überschwemmt. Unsere Fotomontage zeigt das Überschwemmungsgebiet und die Siedlungshäuser, die in den Jahren von 1934 bis 1936 abgerissen wurden. Das Werk 3, das jetzt hier steht, wird auf dem neuen Haldengrundstück bald eine ideale Erweiterung erfahren.



Die Kunst des „guten Lebens“

Jeder möchte gut leben. Das ist ein begreiflicher Wunsch, denn „gut leben“ heißt gesund und lange leben, ohne Bedrohung und Ärger. Nicht die Menschen, die, um dieses Ziel zu erreichen, Ärzte und Apotheker in Anspruch nehmen, haben die beste Aussicht, sich der Kunst des „guten Lebens“ zu erfreuen. Das wäre zu einfach; denn es wäre die Kunst anderer und nicht die eigene, auf die es aber ankommt. Unterrichtsstunden, die Geld kosten, würden wenig nützen, uns diese Kunst zu lehren. Es ist dazu vielmehr eine Kur von innen her nötig, die Einsicht, Übung und Überwindung verlangt; denn wir müssen gegen unsere eigenen schlechten Gewohnheiten angehen. Das alte Sprichwort: „Wie man in den Wald ruft, so schallt es heraus“, bedeutet hier, daß wir viel Freundliches und viel Gutes „in den Wald“, nämlich in unser Bewußtsein, hineinrufen müssen, damit es freundlich und gut wieder herausschallt. Damit ist dann der Tag schon halb gewonnen.

Wohlstand allein macht nicht glücklich, wie mancher aus Erfahrung weiß. Sonst wären alle reichen Leute restlos zufrieden; das sind sie jedoch keineswegs. Sie bedürfen daher der Kur des guten Lebens genau so wie der wenig bemittelte Mensch. Breite finanzielle Verhältnisse, ein schönes Haus und gutes Essen nützen nur dem, der auch innerlich zufrieden ist, nur dann vermag er sich daran zu erfreuen. Oft sind vermögendere Leute gehetzt oder gelangweilt; spricht man doch von den „armen Reichen“, weil sie entweder nicht zum Genuß kommen oder aber seiner überdrüssig sind. Dabei sei jedoch festgestellt, daß Wohlstand nicht etwa ein Gegensatz zum Glücklichkeit sein ist.

Mit der Kur des guten Lebens sollten wir täglich, schon am Morgen, beginnen. Der erste Blick aus dem Fenster darf uns, auch wenn das Wetter grau und unfreundlich ist, nicht gleich die Laune verderben. Schließlich gehört das Wetter zu den unbestimmbarsten Faktoren unseres Tages, von denen wir uns am besten möglichst unabhängig machen. Es gibt Regenkleidung, wir haben ein Heim, in dem wir unsere Freizeit verbringen und sinnvoll anwenden können. Vor allem: Sorgen wir dafür, daß freundliche Gesichter um uns sind. Damit ist der Tag schon

halb gewonnen. Wenn wir meinen, es wäre zuviel verlangt, auch noch für die gute Laune der anderen geradezustehen, so wollen wir uns das Sprichwort vom Wald in Erinnerung rufen. Selbstverständlich haben unsere Mitmenschen Angewohnheiten, mit denen wir nicht immer einverstanden sind. Macht man sie aber dadurch besser, daß man sich fortwährend über sie ärgert? Im Gegenteil, man verbittert sich und den anderen von vornherein den Tag, wenn man schon morgens zu nörgeln beginnt. Dagegen tun ein gutes, aufmunterndes Wort, ein freundliches Lächeln Wunder. Nicht mit scharfen, sondern mit gütigen Augen sollte man seine Umgebung betrachten, denn wie du deine Umgebung ansiehst, so sieht sie dich an!

Voraussetzung ist freilich, daß wir uns in der Hand haben, daß wir uns beherrschen können und nicht gleich jedem Ärger Luft machen. Selbstüberwindung ist daher die erste Kurregel. Wenn es in unserer Familie oder in unserem Berufskreis nicht immer friedlich zugeht und wir uns fragen, ob wir etwas für diesen Frieden getan haben, dann werden wir meistens kleinlaut zugeben müssen, daß wir zuviel von den anderen erwartet, selbst aber wenig oder nichts getan haben. Und

diese Erwartung beeinträchtigt die eigene volle Verantwortung, deren wir uns aber immer bewußt bleiben müssen. Jeder Garten braucht Pflege und Aufmerksamkeit; die gleiche Sorgfalt müssen wir unseren Mitmenschen angedeihen lassen.

Vereinsamung ist für einen Menschen schwer zu ertragen, deshalb wollen wir uns des Zusammenlebens mit anderen erfreuen und es pflegen, insbesondere in der eigenen Familie und im Freundeskreis, aber auch im Berufsleben, das uns täglich mit so vielen verschiedenartigen Menschen in Berührung bringt. Wir brauchen die Schwächen des anderen keineswegs zu übersehen, doch sollten wir jeden scharfen Tadel, der immer Überheblichkeit in sich birgt, vermeiden. Wer aber dürfte sich einbilden, besser als dieser andere zu sein? Nur dadurch, daß wir unsere Mitmenschen freundlich und humorvoll auf Fehler aufmerksam machen, können wir sie wirksam beeinflussen und ihnen, ohne sie zu verstimmen, bei der Überwindung schlechter Angewohnheiten sogar helfen. An uns liegt es, eine Atmosphäre des Wohlwollens zu schaffen, die Güte und Wärme vermittelt.

Unser wirkliches Glück liegt in dem Begriff „Seelenfrieden“ beschlossen.

Dieses Glück finden wir nur dann, wenn wir mit unserer Umwelt in Harmonie leben und diese nicht durch böse Worte oder auch durch bittere Gedanken gefährden. Darum ist eine andere Regel der Kur des guten Lebens: die Herrschaft über unsere Gedanken. Gewiß, Gedanken, die nicht eben freundlich sind, kommen ungerufen, und sie werden, je länger wir sie hegen, um so quälender. Doch können wir gegen sie angehen, und wenn wir es ernstlich versuchen, so werden wir sehr bald feststellen, daß es sich durchaus lohnt. Auch hier führt Beharrlichkeit zum Ziel. Der Erfolg wird dann gewiß nicht ausbleiben. Ein Freund, der sich ernsthaft darum bemüht hat, stellte mir gegenüber einmal fest: „Jeder Tag ist hell und freundlich für mich, seitdem ich mir nicht mehr erlaube, mich von irgendwelchen daherspäzierenden Gedanken entmutigen und verbittern zu lassen. Ich lasse sie einfach nicht ein, ich schließe sie sogar ganz energisch aus, und sie verschwinden schließlich von meiner Tür — der meines Bewußtseins —, nachdem sie eine Zeitlang vergebens Einlaß begehrt haben.“

Glücklichkeit hängt also nicht maßgebend von äußeren Lebensumständen ab. Die Gedankenwelt, in der wir leben, bestimmt die Atmosphäre, die wir um uns verbreiten und für die wir verantwortlich sind. Wer diese Einsicht gewinnt, hat schon viel gewonnen.

Mensius, der chinesische Philosoph des 4. Jahrhunderts vor Christus, faßte die beiden verschiedenen Gedankenrichtungen, die durch die menschliche Geschichte zu laufen scheinen, in die Worte: „Es gibt zwei Wege: Liebe — und Mangel an Liebe. Das ist alles!“ Wer sich für den ersten Weg entscheidet und sich selbst so „in die Kur nimmt“, daß er seine Mitmenschen mit Güte, Liebe und Verständnis umgibt, wird sich der Kunst des „guten Lebens“ wahrhaft erfreuen können.

Den Mitmenschen entdecken!

Daß Wohlstand allein nicht zufrieden macht, haben wir inzwischen begriffen. Nichts gegen Kühlschranks, Fernsehapparat oder gegen das Auto, mit dem wir ins Wochenende fahren, aber das Glück des Menschen ist eine andere Sache als der Erwerb von Konsumartikeln. Am Arbeitsplatz und zu Hause erleben wir, daß die Zufriedenheit der Menschen nicht im gleichen Maße wächst wie unsere Industrieproduktion. Es vergeht kaum eine Woche, in der nicht Ärzte, Seelsorger und Psychologen ihre Stimmen erheben: „Der moderne Mensch ist kontaktarm — er hat seine Beziehungen zu seinem Mitmenschen weitgehend verloren!“

Unter der Gefahr der Vereinsamung leiden schon Millionen Menschen. Im gleichen Tempo wächst das Unvermögen, sich anderen Menschen mitteilen zu können und durch das befreiende Gespräch über die inneren Sorgen und Nöte wieder Kraft für den Lebenskampf zu sammeln. Der abgekapselte Mensch wird schließlich zum Neurotiker, zum seelisch kranken Menschen, der mit sich ewig unzufrieden ist und die Gesellschaft belastet.

„Zuviel steht auf dem Spiel und zuviel hängt heute offensichtlich von der psychologischen Beschaffenheit des

Menschen ab“ sagt der Schweizer Seelenarzt C. G. Jung in einem Artikel, in dem er sich mit der Zukunft des Menschen auseinandersetzt.

Wie weit kann jeder Einzelne mithelfen, diese fatale Entwicklung aufzuhalten. Genügt eine ernste Einkehr bei uns selbst, die sich auf die paar Stunden erstreckt, die uns neben Schlaf und Arbeit bleiben. Oder muß man mehr tun?

Die Antwort kann nur sein: Man muß mehr tun. Nur wenn wir ständig bewußt unsere schlechte Gewohnheit, um unser eigenes — ach so wichtiges — Ich zu rotieren, aufgeben und dadurch erreichen, daß wir unsere Mitmenschen entdecken, kann das Leben reicher, friedvoller und glücklicher werden. Handlungen überzeugen hier mehr als Worte. „Man braucht nicht erst Botschafter von Frankreich zu werden, um sich die Philosophie des gelegentlichen Lobes und der Anerkennung anzueignen“ schreibt Dale Carnegie. Die Anteilnahme, die wir anderen schenken, werden wir immer zurückerhalten. Damit können wir den Virus der schlechten Gewohnheiten am besten unschädlich machen und gleichzeitig dafür sorgen, daß die menschlichen Werte in der Welt der Technik bestehen können.

EINE KLEINE MODENSCHAU



Als Baby nur 'ne Haube mit 'ner Litze



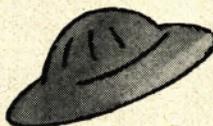
Als Junge dann 'ne kesse Mütze —



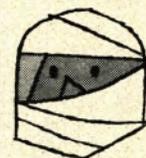
Zur Einsegnung den ersten Hut und Binder



Zur Hochzeit dann einen Zylinder



Den Schutzhelm hat er nicht geschätzt



Drum trägt er diesen Kopfputz jetzt

Aus: „Unfallverhütungskalender 1958“



BÜCHER, die wir empfehlen

Ein Buch wählen und beurteilen zu können, ein Buch verstehen und die Eindrücke, Gedanken und Bilder bewahren zu können, ist nicht nur ein Zeichen der Empfindsamkeit, Klugheit oder Bildung, sondern weitgehend auch ein Merkmal der seelischen Verfassung oder gar des physiologischen Zustandes. Dies kommt einem erst recht zum Bewußtsein, da jetzt die Arbeitszeitverkürzung uns die Möglichkeit gibt, uns mehr mit Büchern zu befassen. Einen Ausgleich zur Tagesarbeit zu bieten, Bildung zu vermitteln, Freude zu erwecken am geistigen Geschehen, Freude an der Fülle des Wissens unserer Zeit — das wollen wir mit den auf unseren Bücherseiten gegebenen Anregungen bezwecken.

Herbert Wendt: Auf Nochs Spuren. G. Grote Verlag, Hamm (Westf.). 574 S. mit vielen Zeichnungen und Fotos.

Mitreibend erzählt Herbert Wendt, Zoologe und Journalist, das Abenteuer der zoologischen Forschung und Entdeckung, er schildert, wie es gelang, die Urwelt zu enträtseln, Fabelwesen zu entlarven und den Geheimnissen riesenhafter interkontinentaler Tierwanderungen in vergangenen Erdperioden auf die Spur zu kommen. Spannend, wie in einem Roman, berichtet der Verfasser vom Vordringen der Tierforscher in Urwälder, Steppen, Gebirge, Eiswüsten und Meerestiefen.

Ruth Fischer: Von Lenin zu Mao. Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf. 241 S.

Zu einem Zeitpunkt, in der die Diskussion über den Kommunismus einen neuen Höhepunkt erreicht hat, gibt die ehemalige Vorsitzende des Politbüros der KPD (1926 wurde sie aus der Partei ausgeschlossen, 1933 emigrierte sie über Frankreich und Spanien in die USA) einen durch die Fülle des Materials und mit Sachkenntnis gespickten Bericht über die Expansion des Weltkommunismus in der Bandung-Ara. Ein Buch, das dem politisch-interessierten Leser mancherlei Anhaltspunkte zu vermitteln vermag.

Helen Rich: Frühling in Colorado. Wolfgang Krüger Verlag, Hamburg. 238 S.

Die Verfasserin läßt in dieser wirklich hübschen Erzählung ihre Liebe anklingen zu dem wilden und romantischen Bergland von Colorado. Angie, Pandy und Toby sind die Hauptpersonen dieses Romans; eine reizende, mädchenhafte, junge Frau, die zwischen zwei Männern steht, der eine treu und zuverlässig, der andere ein leichtlebiger Mannsbild. Und nicht zu vergessen: der Frühling, der durch Gott Amor seine Fäden spinnen läßt.

Simone de Beauvoir: Das andere Geschlecht. Rowohlt Verlag, Hamburg. 737 S.

Ein in seinen Gedankengängen unerhört kluges wie in seiner Sprache temperamentvolles Buch, das — inspiriert von der Psychoanalyse und dem Geist des französischen Existenzialismus — aufzuräumen weiß mit einer Reihe von Vorurteilen über Leben, Psyche und soziale Stellung der Frau. Dabei läßt die Verfasserin Fakten sprechen: Biologie, Psychologie und Geschichte, und vor allem Verstand und Erfahrung. „Sollten Sie, lieber Leser, Töchter haben“, so schreibt Maria Gehrke in „Die Zeit“, „so werden Sie daraus eine Menge über deren Erziehung lernen.“

Jean Giono: Die starken Seelen. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln. 330 S.

Therese, die Hauptgestalt, eine fast neunzig Jahre alte Frau, erzählt ihre Lebensgeschichte in jener Nacht, in der sie mit anderen Frauen an der Bahre eines Toten Wache hält. Und das geschieht nun in der Art, durch die Giono als einer der beliebtesten Erzähler der Gegenwart bekanntgeworden ist. Unnachahmlich, wie der Verfasser, Franzose italienischer Abstammung, die Magie des Wortes beherrscht. Die bäuerliche Sprache der alten Frau, karg und hintergründig, läßt die ganze Kraft des Dichters sichtbar werden.

Taylor Caldwell: Das Größte aber ist die Liebe. Paul Neff Verlag, Berlin, Wien, Stuttgart. 548 S.

In diesem Roman schildert Caldwell („Einst wird kommen der Tag“) das mutige Einsteigen des amerikanischen Geistlichen Johnny Fletcher, der nach seiner Entlassung aus der Armee mit fünf adoptierten Waisenkindern, die er aus Europa mitgebracht hat, in Barryfield ankommt, um in diesem düsteren Industriestädchen eine Pfarrei zu übernehmen. Das Mißvertrauen und die unverhohlene

Abneigung, die ihm entgegengebracht werden, weiß Caldwell in literarischer Meisterschaft auszumalen, aber größer ist schließlich die Liebe.

Ting Yao Kang: Blumenschatten hinter dem Vorhang. Verlagsanstalt Hermann Klemm — Erich Seemann, Freiburg. 784 S.

Ein großartiges Zeit- und Sittengemälde aus dem China des 12. Jahrhunderts, als das Reich der Mitte von Tartareneinfällen geschüttelt wurde, und — wie so oft in Kriegzeiten — den Menschen der moralische Halt verloren ging. Es ist die Geschichte vom reichen Wüstling und seinen Frauen und Nebenfrauen. Die Wurzeln des Romans, dem eine fünfhundertjährige Entwicklungsgeschichte zugrundeliegt, liegen in der buddhistischen Ethik, wonach der Mensch für alle seine Verfehlung büßen muß.

Erich Kuby: das ist des Deutschen Vaterland. Scherz & Goverts Verlag, Stuttgart. 486 S.

Wir wollen nicht eingreifen in den um Kubys Buch entbrannten Streit der Meinungen. Doch kann man der Gerechtigkeit willen nicht verschweigen, daß ein uns unter den Nägeln brennendes Thema journalistisch vorzüglich angepackt wurde. Und bestimmt hat der Verfasser darin recht, wenn er sich gegen das in der Bundesrepublik leider weit verbreitete Vorurteil wendet, die DDR sei überhaupt nicht mehr Deutschland, und eigentlich für uns gar nicht existent.

Walter Wannemacher: Das Land der Schreibtisch-Pyramiden. Montan- und Wirtschaftsverlag K. Wolf-Rodé, Frankfurt a. M. 264 S.

Der Untertitel sagt, worum es geht: Ein Nationalökonom erlebt den Osten. Der

Verfasser, der in zehn Jahren tschechoslowakischer Kriegsgefangenschaft die kollektive Wirklichkeit des Ostens erlebt hat, erweist sich als Kenner der wirtschaftlichen Verhältnisse, aber auch der ideologischen Kraft des Ostens. Seine durch volkswirtschaftliche und soziologische Überlegungen untermauerte Auseinandersetzung mit der kommunistischen Zwangswirtschaft ist aber zugleich die Mahnung an den Westen, das östliche Lager nicht zu unterschätzen.

Ernst Halperin: Der siegreiche Ketzer. Verlag für Politik und Wirtschaft, Köln. 368 S.

Tito, der nach dem Dijas-Urteil und nicht zuletzt nach dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Belgrad und Bonn wieder stärker in das politische Zwielicht gerückt ist, wird von Halperin, der Jahre hindurch als Auslandskorrespondent in Belgrad tätig war, nicht nur als der heroische Widersacher des Alten im Kreml gekennzeichnet, sondern auch als vom Ehrgeiz besessen, dem es im Endeffekt darum ging, der hohe Priester des Kommunismus zu werden. Ein interessantes Zeitdokument, das vom Partisanenkrieg auf dem Balkan bis zum ungarischen Aufstand reicht.

Kurt Pritzkolet: Wem gehört Deutschland. Verlag Kurt Desch, München. 703 S.

Der Verfasser, früher Wirtschaftsredakteur der Düsseldorfer „Rheinische Post“, gibt, wie schon in „Männer, Mächte, Monopole“ oder „Bosse, Banken, Börsen“ und „Die neuen Herren“, eine umfassende Studie der Besitzverhältnisse der deutschen Wirtschaft. Das Material ist mit einem bewundernswerten Fleiß zusammengetragen worden. Selbst wenn die eine oder andere Angabe des Verfassers unstritten wird, so beeinträchtigt das nicht den Wert dieser umfassenden Wirtschaftsmonographie.

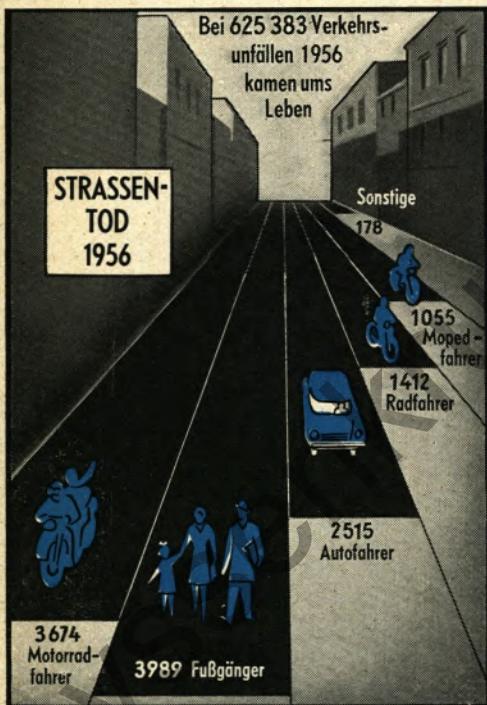
Manfred Schmidt: Alles halb so schlimm. Gerhard Stalling Verlag, Oldenburg. 168 S. mit vielen Karikaturen.

Der als Hauskarikaturist der „Quick“ oder als Vater des „Nick Knatterton“ bekannte Verfasser stellt sich hier nicht nur mit dem Zeichenstift vor, sondern zeigt sich als nicht minder einflussreicher Feuilletonist. Voll sprühender Einfälle und lobenswerter Esprit offeriert er — wie es im Untertitel heißt — „ein Buch für und gegen so ziemlich alles“. Ein Büchlein jedenfalls, an dem man seine Freude hat.

SCHLUSS mit dem Freibeutertum auf unseren Straßen!

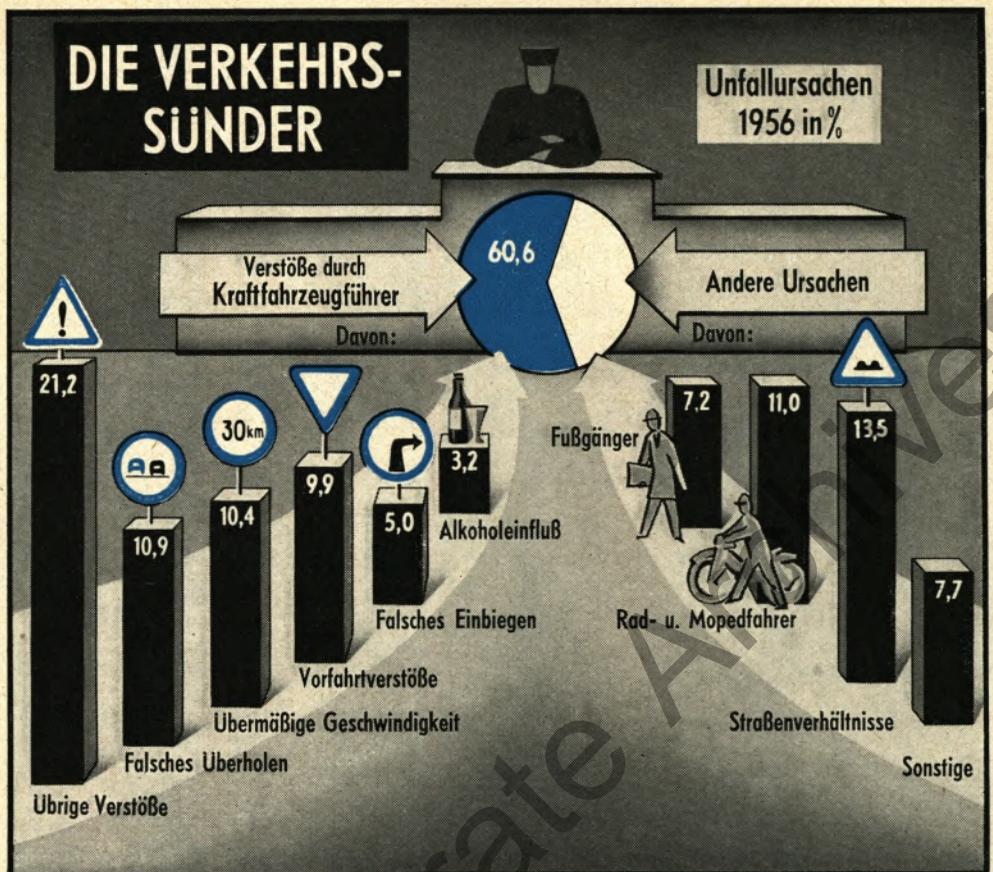
12839 Tote und 360998 Verletzte — das ist die traurige Bilanz der vorjährigen Verkehrsstatistik auf Westdeutschlands Straßen. Das „Stalingrad des Verkehrs“ hat sich in diesem Jahr erneut wiederholt. Mit unheimlicher Sicherheit ist vorzusehen: auch 1958 wird das Morden weitergehen. Eine ganze Armee von Toten und Krüppeln wird man wiederum auf den Autobahnen und Straßen auflesen. Der Mensch, der sich heute rühmt, der Natur die letzten Geheimnisse abzulocken — der die Atomkraft ausnutzt und zum Sprung in den Weltraum ansetzt — steht diesem Phänomen höchst merkwürdig gegenüber. Die meisten resignieren und schauen fort. Aber dadurch wird dem Morden auf unseren Straßen kein Einhalt geboten. Und dabei ist nachdrücklich erwiesen, daß vier von fünf Menschen, die den Tod auf der Straße sterben, ausschließlich durch Disziplinlosigkeit dahingerafft werden.

Die westdeutschen Versicherungsgesellschaften haben nämlich in diesen Tagen das sensationelle Ergebnis einer umfassenden Untersuchung über die Verkehrsunfälle vorgelegt. Jahrelang hat man alle Unfälle einmal nach den Unfallursachen geordnet. Dabei hat sich ergeben, daß nicht weniger als 80 Prozent aller Kraftfahrzeug-



Die Gesamtzahl von 12839 Todesopfern und 360998 Verletzten im Straßenverkehr besagt, daß im Durchschnitt an jedem Tag des vergangenen Jahres 35 Menschen auf den Straßen den Tod fanden und fast 1000 verletzt wurden, davon 395 schwer. Jeder dritte tödliche Unfall betraf einen Fußgänger und ereignete sich meist innerhalb von Ortschaften. Diesem besonderen Gefahrenherd soll die seit dem 1. 9. 57 wieder eingeführte Geschwindigkeitsbegrenzung entgegenwirken.

unfälle vermeidbar gewesen wären. Sie sind eindeutig dadurch entstanden, daß die Verkehrsteilnehmer die bestehenden Verkehrsregeln, wie Vorfahrtsregeln, Überholverbot, Geschwindigkeitsbegrenzung und dergleichen, nicht beachtet haben. Mangelnde Disziplin — Rücksichtslosigkeit — Freibeutertum auf der Straße, das ist es, was unsere Verkehrsverhältnisse schlimmer als in den Nachbarländern gestaltet.



Vor den meisten Unfällen steht eine Verkehrsünde. Vorfahrtverstöße, falsches Überholen und übermäßige Geschwindigkeit machen zum Beispiel bei den Kraftfahrzeugführern die Hälfte aller Unfallursachen aus. Es ist in der Mehrzahl menschliches Versagen, Leichtsinns oder Rücksichtslosigkeit, die neben anderen Gründen zum Unfall führen. Die Ursachen liegen im menschlichen Bereich, nicht im Versagen der Technik. Unsere Zeichnung mag jedem Leser zur eigenen Gewissenserforschung für sein Verhalten im Verkehr dienen.

In England, Frankreich und in der Schweiz beispielsweise gibt es schließlich auch Kraftfahrer. Es gibt auch dort enge Straßen, gefährliche Kurven und sonstige Gefahrenstellen — genau wie bei uns. Auch in Paris, London und Zürich ist der Straßenverkehr zumindest so dicht wie in deutschen Großstädten. Auch dort gibt es menschliche Unzulänglichkeiten am Steuer, Verwicklungen unglücklicher Zufälle aller Art, die Verkehrsunfälle auslösen. Trotzdem weist die Verkehrsstatistik in unseren westlichen Nachbarländern weniger Straßenmorde auf.

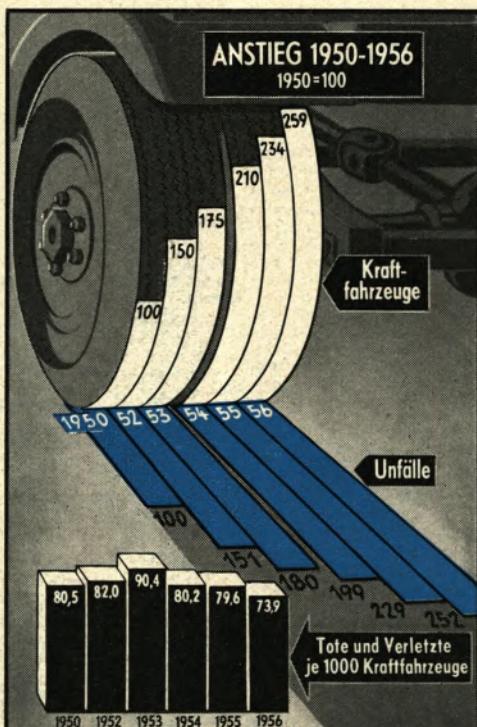
Die Antwort liegt — und das ist keineswegs eine Überraschung — im menschlichen Bereich. In unseren Nachbarländern scheint der Mensch seinen Mitmenschen mehr zu achten. Er ist gewohnt, sich freiwillig unterzuordnen, die Verkehrsregeln zu achten und die Anordnungen der Behörden zu respektieren. Das „Staatsbewußtsein“

des in einem demokratischen Staatswesen lebenden Bürgers gebiert diese Haltung. Bei uns scheint das anders zu sein. Hier tobt sich am Steuer der Individualist aus. Die Polizei ist sein Feind. Der „Vordermann“ sein Gegner, der überrundet werden muß. Die Verkehrstoten sind letztlich Ausdruck dieser Gesinnung.

Tatsächlich hat sich der Bundestag vor einigen Monaten reumütig in seiner Auffassung bekehren lassen müssen und ein Gesetz verabschiedet, das in geschlossenen Ortschaften die Geschwindigkeitsbeschränkung wieder eingeführt hat. Nun sind in einzelnen Städten die Unfälle seit dem 1. September dieses Jahres, dem Tag des Inkrafttretens dieses Gesetzes, zurückgegangen. Dennoch aber liegt die Zahl der Gesamtunfälle bis zum 1. Oktober schon weit über dem bis dahin erreichten Stand des Vorjahres. In Oberhausen, um ein Beispiel zu nennen, wurden bis zum 20. Oktober mehr Unfälle registriert als während des ganzen vorausgegangenen Monats. Machen wir doch die Probe auf's Exempel. Wer hält sich schon an die vorgeschriebene Höchstgeschwindigkeit. Im Gegenteil: Derjenige Kraftfahrer, der im 50-km-Tempo durch eine Stadt fährt, wird von den anderen mitläufig belächelt und mit kühnem Schwung überholt.

Machen wir die „Gegenprobe“: Auf der Autobahn Helmstedt—Berlin, von der Volkspolizei beherrscht, kennt man kein Unfallproblem. Hunderttausende von Fahrzeugen befahren jahraus, jahrein diese Straße — unfallfrei. Warum wohl? Weil die nackte Angst vor Unannehmlichkeiten in der Zone, vor der Beschlagnahme des Fahrzeuges und vor Zeitverlust den Benutzern der Straße in den Knochen steckt. Nur aus diesem Grunde werden die Verkehrsvorschriften peinlich beachtet. Aber nur bis zum Grenzkontrollpunkt. Dahinter beginnt wieder die wilde ungezügelter Jagd bis in den Tod.

Das zeigt, daß leider in Westdeutschland die Achtung vor den Mitmenschen offenbar nur durch drakonische Maßnahmen erzwungen werden kann. Dort, wo ein Polizist „Wache“ hält, passiert auch auf unseren bundesdeutschen Straßen erfahrungsgemäß weniger als dort, wo man sich „unbeobachtet“ fühlt. Der Knüppel muß also her, um die Verkehrsunfallstatistik zu verändern. Das ist eine traurige Tatsache — und ein echtes Staatsbürgerproblem. —nd



Tote und Verletzte im Straßenverkehr des letzten Jahres, gemessen an der Zahl der zugelassenen Kraftfahrzeuge. Das Schaubild bekräftigt in etwa die oft vertretene Behauptung, daß mit der sprunghaften Motorisierung auch die Verkehrsunfälle zunehmen.